FREMD

BDA 1.16

KAMMERWAHL 2016

FREMD

INHALT

4 Ein Wort voraus
Monica Hoffmann

6 FRE UN D FRE M D FE IN D
Cordula Rau

8 „Not lehrt bauen“
Irene Meissner

12 Was mir fremd ist!
Michael Gebhard

15 Fremdes und Eigenes: „Von deutscher Baukunst“
Cornelius Tafel

16 Weltfremd
Monica Hoffmann

20 Der innere Vorhang
Erwien Wachter

23 Eine Nacht auf der Maximilianstraße
Günter Meyer

27 In eigener Sache

28 Stadtkritik VI

32 Vom Bauen

35 Sieben Fragen an
Johannes Berschneider

38 Kammerwahl 2016

48 BDA

56 Persönliches

62 Randbemerkt

64 Impressum

EIN WORT VORAUS

Überm Berg leben auch noch Leut! Dieser bayerische Bauernspruch ist eine doppelte Aufforderung: zu erkennen, ich bin nicht allein auf der Welt und ich sollte mir die Leut überm Berg doch einmal anschauen. Das ist wohl heute längst angekommen. Es wird gerne gereist, am liebsten in die Fremde. Fortsein aus der vertrauten Heimat, das macht uns kaum noch Angst. Damit können wir bestens umgehen. Anders ist es, wenn die Leut überm Berg zu uns kommen und auch noch bleiben wollen. Für uns wird dann eine andere Bedeutung für fremd relevant, die erst später auftrat: unbekannt, unvertraut. In der eigenen Welt machen die Unbekannten dann Angst und verstärken das Gefühl, dass die Welt sowieso schon so unruhig geworden und aus den Fugen geraten ist. Man fühlt sich hinterm Berg dann plötzlich fremd in der eigenen Welt.

Cordula Rau betrachtet das Fremde philosophisch, was zur Entspannung führen könnte, sofern man will (Seite 6). Die Pionierarbeit, die in Sachen Flüchtlingsunterkünfte von teils namhaften Architekten bereits vor mehr als einem halben Jahrhundert geleistet wurde, stellt Irene Meissner vor (Seite 8). Was ihm im Umfeld der Architektur alles fremd ist, damit konfrontiert Michael Gebhard den Leser und fordert zu Gegenmaßnahmen auf (Seite 12). Den Gesinnungswandel in der Einschätzung von eigener und fremder Baukunst, den Goethe vollzogen hat, beschreibt Cornelius Tafel (Seite 15). Monica Hoffmann wagt sich mit ihren Utopien auf ideelles Glatteis und ist dafür gerne weltfremd (Seite 16). Während sie weit in die Welt und die Zukunft abhebt, bleibt Erwien Wachter hier und jetzt ganz nah bei uns und forscht nach dem Fremden in uns selbst (Seite 20). Günter Meyer schließlich beschreibt seine Erfahrungen, die er beim Schlafen in fremder Umgebung in seiner Heimatstadt München gemacht hat (Seite 23). Im Rahmen seiner Stadtkritiken geht Michael Gebhard dem Netz aus Orten und Menschen und ihren Beziehungen nach, das bei Störungen zu Entfremdungen führen kann (Seite 28).

Das Fremde ist überall in der Welt und in uns. Da hilft nur eines weiter: immer wieder annähern an alles Fremde, damit es Schritt um Schritt vertrauter wird. Es funktioniert.

Monica Hoffmann

FREMD

FRE UN D FRE M D FE IN D

Cordula Rau

Fremd sein ist mir fremd. Wie der erst kürzlich viel zu früh von uns gegangene Roger Willemsen, der mit dem Nordpol vor Augen auf der Reise sterben wollte, fühle ich mich als Weltenbürger. Daher ist die aktuelle und nicht mehr enden wollende Diskussion um ... – Sie wissen schon, was ich meine – für mich mehr als befremdlich. Ich persönlich habe ein hohes Interesse an dem vermeintlich Fremden. Ja, es erscheint mir viel interessanter als das allzu Bekannte. Da ich beruflich viel unterwegs bin und immer wieder auf Reisen in anderen Städten und Ländern meine Zeit verbringe, habe ich eine ganz andere Sichtweise in dieser überaus angestrengten Debatte. Meine in den Augen Anderer vielleicht etwas stärker

ausgebildete Neugier und Wissbegierde lassen mich vielfach hinter die Kulissen schauen, immer wieder Schubladen und Schränke öffnen, die manch einer vielleicht aus Desinteresse, Intoleranz oder Gleichgültigkeit einfach nicht beachten und vermutlich links oder – polemisch ausgedrückt – eher rechts liegen lassen würde.

Frei nach Karl Valentin: Fremd ist der Fremde nur in der Fremde. Andere Nationen haben andere Sitten, andere Gebräuche. Es klingt nach Binsenweisheit und ist unstrittig. Möglicherweise sind diese anderen Brauchtümer uns anfangs fremd. Auch richtig. Aber kann man das nicht sehr leicht ändern? Das Fremde und das Eigene sind laut einer These ursprünglich gleich. Die Differenz zwischen Eigenem und Fremdem wird konstruiert. Sie ist keineswegs vorgegeben. Dennoch lässt sich das Fremde nicht einfach aufheben und in Eigenheit überführen. Doch wie erfährt man das Fremde? Erfährt man es, indem man es sucht, intendiert, befragt und beurteilt?

Der deutsche Philosoph Bernhard Waldenfels, der sein gesamtes Denken und Schreiben der Herausforderung durch das Fremde widmete, meint dazu: „Wenn man dieser Annahme folgt, hat man das Fremde schon verpasst. Fremdes taucht auf, indem es uns widerfährt, indem es uns erstaunt, erschreckt, verlockt. In diesem Sinne spreche ich von einem Pathos des Fremden. Fremd ist etwas, von dem wir ausgehen, bevor wir darauf zugehen. Um einen Satz von Nietzsche abzuwandeln: Fremdes kommt, wenn es will, nicht wenn ich will. Eben deshalb hat das Fremde zugleich etwas Archaisches und etwas Überraschendes."

Diesen Satz sollte man sich wirklich auf der Zunge zergehen lassen: „Fremdes kommt, wenn es will, nicht wenn ich will."

Waldenfels geht den Begriff des Fremden über eine Problematisierung der Ordnung oder der Ordnungen an („Ordnung im Zwielicht"). Das Fremde erweist sich aus dieser Perspektive als das Außerordentliche, das in einer Ordnung nicht sagbar, denkbar oder erfahrbar ist und somit in der Ordnung keinen Platz findet. Fremdheit ist bei Waldenfels immer in Beziehung zu dieser Ordnung zu sehen. „Der Dialog zerteilt sich in Diskurse im Sinne Foucaults. Die jeweils spezifischen Ordnungen unterliegen. Es gilt also der Satz: So viele Ordnungen, so viele Fremdheiten. Das Außer-ordentliche begleitet die Ordnung wie ein Schatten." (1)

Wir fürchten im Fremden das Fremde in uns selbst. Es beschert uns Konflikte und fordert uns zur Entwicklung heraus. Wird in dieser Angst der Schatten projiziert, dann wird der Andere verschattet, vielleicht sogar verteufelt. Die Selbst-Idealisierung kann sich leicht auf die eigene ethnische Zugehörigkeit ausweiten.

Was als fremd, was als eigen gilt, legt keine objektive Instanz verbindlich fest. Wichtig ist vor allem, dass die Grenzen zwischen

dem Fremden und dem Eigenen, zwischen dem Anderen und dem Selbst flüssig bleiben. Das Fremde ist nicht außen, es ist genau so sehr innen. Die Anerkennung der eigenen Fremdheit mag eine Voraussetzung für die Akzeptanz der Fremdheit von Anderen sein. Auch die bulgarische Schriftstellerin und Psychoanalytikerin Julia Kristeva sieht die Psychoanalyse als eine Reise in die Fremdheit des anderen und sich selbst, hin zu einer Ethik des Respekts für das Unversöhnbare. „Wie könnte man einen Fremden tolerieren, wenn man sich nicht selbst als Fremden erfährt? Wenn wir unsere Fremdheit erkennen, werden wir draußen weder unter ihr leiden noch sie genießen. Das Fremde ist in mir, also sind wir alle Fremde. Wenn ich Fremder bin, gibt es keinen Fremden."

Entscheidend ist nicht die Aufhebung von Fremdheit, sondern der Umgang mit ihr. Dies bewegt sich in der Oszillation von Aneignung und Anerkennung des Fremden als Fremden und führt zu Neugier gegenüber dem Fremden, nicht zum Versuch seiner Aufhebung. Der Fremde ist, wie der deutsche Philosoph und Soziologe Georg Simmel bereits 1908 sagt, „nicht in dem bisher vielfach berührten Sinn gemeint, als der Wandernde, der heute kommt und morgen geht, sondern als der, der heute kommt und morgen bleibt – sozusagen der potentiell Wandernde, der, obgleich er nicht weitergezogen ist, die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat."

Warten wir diese Gelöstheit einfach ab.

(1) Siehe „Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1", Suhrkamp 1997

„NOT LEHRT BAUEN"

Irene Meissner

Bevölkerungsverschiebungen durch Krieg, Hungersnot, Verschleppung oder Vertreibung hat es seit jeher gegeben. Allein im Zweiten Weltkrieg wurden, so schätzen Historiker, bis zu 60 Millionen Menschen durch die von den Kriegsereignissen ausgelösten Flüchtlingsströme entwurzelt. Nach Angaben des Flüchtlingswerks der UN waren Ende 2014 ebenso viele Menschen weltweit auf der Flucht und mussten sich in einer ungewohnten Umgebung anpassen, um in der Fremde zu überleben.

Eine kurze, kursorische Betrachtung stellt im Folgenden historische Wege und Überlegungen, u.a. von namhaften Architekten, für Neuansiedlungen vor.

Nachdem um 1840 das verzinkte Wellblech erfunden worden war, entstanden erste Häuser „für den Versand nach überseeischen unkultivierten Orten". Die dann im Ersten Weltkrieg von dem kanadischen Offizier Peter Norman Nissen für das Militär entwickelten „Nissenhütten" – Wellblechhütten in Form einer halbierten Tonne aus vorfabrizierten Teilen – dienten in Deutschland sogar bis in die

späten 1950er-Jahre als Unterkünfte. In Frankreich ging 1939/40 eine von Jean Prouvé konstruierte demontierbare Baracke für die Armee, deren Einzelteile von einem einzigen Mann getragen werden konnten, in Serienproduktion. Nach dem Krieg entwickelte Prouvé dann mit den 6 x 6 und 6 x 9 demontierbaren Häusern weitere Leichtbaukonstruktionen für Kriegsgeschädigte in Lothringen. Zudem erhielt er vom Ministerium für Wiederaufbau und Städtebau den Auftrag für die Entwicklung von Stahlleichtbauhäusern in Massenproduktion. 14 dieser Häuser wurden in Meudon, einem Vorort von Paris, aufgestellt, wo man sie noch heute besichtigen kann.

Gegenüber diesen in Serie gefertigten Häusern griffen Le Corbusier und Pierre Jeanneret mit den „Maisons Murondins" auf einfache natürliche Baustoffe zurück: Als im Mai 1940 die erste Welle von belgischen Flüchtlingen in den Norden Frankreichs gelangte, entwarfen sie eine Konstruktion aus Mauern und Holzstämmen (mur et rodin) mit einer Deckung aus Zweigen, die im Selbstbau errichtet werden sollte. Der Querschnitt mit gegeneinander versetzten Dachflächen sollte die ganztägige Besonnung der Häuser garantieren. Nachdem Le Corbusier dann in Vichy zum Verantwortlichen für Städtebau in den zerstörten Gebieten Frankreichs ernannt wurde, entwickelte er mit Prouvé montierfertige Schulen für Kriegsflüchtlinge. Nach dem Konstruktionsprinzip der „Murondins" entwarf er u.a. ein Jugendhaus für eine dorfartige Gemeinschaft: „Wir haben einen Wohnhaustypus perfektioniert, der aus beliebigen Materialien besteht, die sich in ganz Frankreich überall in Hülle und Fülle finden lassen [...]: Lehm, Baumstämme, Zweige, Putz. Wo es Sand gibt, machen wir Sandbeton mit etwas Zement, wo es Naturstein und Steinbrucharbeiter gibt, machen wir Steinmauern, wo es Ziegel gibt, nutzen wir sie, usw. ..." Kein einziges „Murondin" wurde je gebaut, aber Le Corbusier fasste seine Überlegungen in dem 1942 erschienenen Buch „Les constructions murondins" zusammen. Auf den Studien zu den „Murondins" basiert dann sein Interesse an einfachen, traditionellen Formen, die in seinem Spätwerk eine große Rolle spielen.

Auch in Deutschland wurden während des Zweiten Weltkriegs zunächst serielle Lösungen in einer Holzbauweise entwickelt. Ernst Neufert schuf 1940 mit der sogenannten Neufert-Baracke ein modulares System für Unterkünfte, die massenhaft während der NS-Zeit produziert wurden. Hans Schwippert entwarf 1943 erweiterbare Häuser, von denen aber nur wenige gebaut wurden, da aufgrund der gewaltigen Flüchtlingsströme lediglich einfachste Notunterkünfte zum Einsatz kamen. All diesen Versuchen war gemeinsam, dass die Häuser aus vorfabrizierten Teilen relativ leicht und mit geringem Zeitaufwand nach einer Art Baukastensystem zusammengesetzt werden konnten. Gegenüber diesen provisorischen Unterbringungsmöglichen gab es aber auch andere Lösungsansätze für die Integration von Heimatvertrieben.

Als 1940 Karelien von Finnland als Folge des „Winterkriegs“ abgetrennt wurde, wurden fast 500 000 Menschen von dort in den westlichen Teil des Landes evakuiert. Nach Ende des sogenannten Fortsetzungskriegs kehrte 1944 noch einmal etwa die gleiche Anzahl an Frontsoldaten nach Finnland heim. Das gewaltige Problem der Neuansiedlung wurde zu einer nationalen Aufgabe. Alvar Aalto hatte bereits 1941 in Zürich bei einem Vortrag, der als „Schweizer Bergpredigt“ in die Architekturgeschichte einging, über den Wiederaufbaubedarf reflektiert und das ständige Abreißen und das rein quantitativ orientierte Bauen von immer neuen Provisorien eine „destruktive, unwirtschaftliche“ und „dilettantische“ Art bezeichnet, um neue Städte zu entwickeln – insbesondere „wenn es um keine stufenweise steigende Kulturform, sondern [...] um seine Form bereits gefundener [...] Gruppenbildung der Menschenmassen“ ginge. Aalto plädierte für eine Art „Erste Hilfe-Bau“, aus dem sich dann stufenweise ein höheres Wohnniveau entwickeln könnte. Die technische Standardisierung und Serienproduktion, wie sie die Autoindustrie entwickelt hatte, lehnte er ab, vielmehr müssten nach Nutzer und Standort am Menschen orientierte „Elemente“ mit unzähligen Kombinationen geschaffen werden, die „nahezu grenzenlos variierbare Gesamtheiten ermöglichen“. Noch während des Kriegs 1942 gründete der Finnische Architektenverband SAFA, zu dessen Präsidenten Alvar Aalto 1943 ernannt wurde, ein Büro für Wiederaufbau. Eines der Ziele war, dass jedes SAFA-Mitglied ohne Honorar zwei Wochen lang kostenlose Planungshilfe leisten sollte. Aalto und die anderen Vorstandsmitglieder begutachteten Planung und Baustandards, an denen die besten Architekten des Landes beteiligt waren. Der Architektenverband lieferte damit einen bedeutenden Beitrag zur Linderung der Wohnungsnot.

Mit dem programmatischen Titel „Not lehrt bauen“ begann Roland Rainer sein 1948 erschienenes Buch „Ebenerdige Wohnhäuser“, mit dem er aufzeigen wollte, dass durch den Zwang der Not, neue Wege im Wohnungsbau gefunden und auch ganz neue Baumethoden entwickelt werden müssen. Auch in Deutschland gab es, neben den zahlreichen Fertighäusern, die schnell und preiswert errichtet werden konnten und nach dem Krieg massenhaft aufgestellt wurden, Ansätze für eine menschen- und ortsgebundene Planung.

In Nürnberg entstand auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände die von Sep Ruf geplante „Jugendsiedlung Friedensdorf“, eine mit einfachen Mitteln errichtete Wohnanlage für kriegsversehrte Handwerker, heimatlose oder vertriebene Jugendliche, mit der das NS-Gelände symbolisch umgewidmet werden sollte. Für die dorfartige Werkstättensiedlung waren u.a. auch eine Schule und eine Kirche geplant. Aufgrund fehlender Spendengelder und schwer zu beschaffender Baumaterialien ging der Aufbau der Siedlung allerdings nur zögernd voran, 1962 wurde das Friedensdorf wieder geschlossen und später abgerissen.

Ein vergleichbares Projekt, das ein soziales und würdevolles Miteinander ermöglichen sollte,

errichtete Egon Eiermann 1946/47 mit der Siedlung der Siedlernotgemeinschaft Buchen-Hettingen im Odenwald. Um den Flüchtlingen ein neues Zuhause zu geben, waren auf Initiative von Pfarrer Heinrich Magnani die kirchliche Baugenossenschaft „Neue Heimat“ gegründet und in einer Gemeinschaftsleistung des Dorfes zweigeschossige Mehrfamilienhäuser und eingeschossige Doppelwohnhäuser errichtet worden. „Unsere Notlage zwingt uns“, schrieb Eiermann 1947, „die sich in den Wohnbauten äußernden Lebensgewohnheiten auf das primitivste Maß zu reduzieren, ohne aber Wohlbefinden und Moral der Bewohner zu beeinträchtigen. [...] Die größte Familie bekommt das größte Haus. Nach dieser Formel ergibt sich zwangsläufig eine Typisierung der Wohnhausbauten, denn ihre innere und äußere Form darf nicht mehr individuellen Wünschen oder wirtschaftlichen Möglichkeiten zugeschrieben werden.“ Da es keinen Stahl und kaum Zement gab, wurden die Häuser aus billigen, örtlichen Materialien – Bruchsteinmauerwerk, Holz und luftgetrockneten Lehmziegeln – hergestellt. Ein noch fast im Originalzustand erhaltenes Haus wird zurzeit durch die Wüstenrot Stiftung saniert, um in dem Anwesen ein Stück deutsche Architektur- und Sozialgeschichte zu dokumentieren.

1930 lebten auf der Welt zwei Milliarden Menschen, heute sind es rund 7,4 Milliarden, davon zwei Milliarden Kinder und Jugendliche. Es geht also nicht nur darum, für Flüchtlinge Unterkünfte zu errichten, sondern in den nächsten 16 Jahren muss der 1930 bestehende Wohnraum noch einmal hinzugebaut werden. Werner Sobek hat in einem Beitrag in der Zeitschrift Bautechnik eindrucksvoll dargestellt, was dies bedeutet: „Wenn innerhalb der kommenden 16 Jahre zwei Mrd. Kinder von zu Hause ausziehen, so muss jährlich für 125 Mio. Menschen eine neue gebaute Umwelt geschaffen werden. Dies entspricht dem 1,5-Fachen des gesamten Baubestands in Deutschland. Auf jeden deutschen Bundesbürger entfallen anteilig je ca. 480 t Baustoffe. Dies ergibt weltweit also einen zusätzlichen (!) jährlichen Baustoffbedarf von ca. 60 Mrd. t – Baustoffe, die hergestellt, transportiert und verbaut (und irgendwann auch wieder entsorgt) werden müssen. Überträgt man die schwer vorstellbare Zahl von 60 Mrd. t Baustoff in ein memorierbares Beispiel, so zeigt dieses: Mit der genannten Menge Baustoff ließe sich (jährlich, wohlgemerkt!) rund um den Äquator eine 30 cm dicke Wand errichten, die 40 000 km lang und mehr als 2 000 m hoch wäre.“ (1)

Angesichts der globalen Migration und des Zuwachses an Wohnungsbedarf durch die Bevölkerungsexplosion gilt es, nachhaltige Lösungen für ganz unterschiedliche Länder und Kulturen zu erarbeiten. Ein hoffnungsvolles Zeichen setzt hier die 2015 gestartete Initiative vom Werkbund Bayern „Wohnraum für Alle“.

1948 hatte Rudolf Schwarz anlässlich der „Schweizerischen-Architektur-Ausstellung“ mit dem Schlagwort „Helvetia docet“ auf die Schweiz als Vorbild verwiesen; im Hinblick auf die Lösung der

Wohnraumfrage könnte „Finlandia docet“, die freiwillige und kostenlose Planung von Architekten für Flüchtlinge und Wohnungssuchende, ein Beispiel sein.

(1) Werner Sobek, Die Zukunft des Leichtbaus: Herausforderungen und mögliche Entwicklungen, in: Bautechnik, 2015, H. 12, S. 879–882

WAS MIR FREMD IST!

Michael Gebhard

Was mir fremd ist, ist mir fremd. Was mir nicht fremd ist, ist mir irgendwie bekannt, muss mir aber deswegen noch nicht vertraut sein. Was mir fremd ist, erscheint mir unverständlich, beängstigend, unerfreulich, manchmal auch erschreckend. Was einem fremd ist und mit fremd bezeichnet wird, ist gewöhnlich nichts Positives. In diesem Sinn ist die folgende Sammlung von Fremdheiten eine Sammlung von Unerfreulichkeiten, Missständen und Irrungen. Positiv ist, wenn Sie sie als solche erkennen und in Wort und Tat dagegen vorgehen.

Fremd sind mir all diejenigen, die den Mund stets nur zum eigenen Vorteil aufmachen, um immer dann zu verstummen, wenn es gilt, unbequeme Fragen zu stellen oder Meinungen zu äußern, die nicht gern gesehen werden.

Fremd ist mir die Mimesis der Perfidie. Eine ansteckende Krankheit, die heute gerne Bauherrn und Auftraggeber befällt. Als erkennbares Symptom ist deren sehnlichster Wunsch zu deuten, die schmutzigsten Methoden anderer Auftraggeber schnellstmöglich und umfassend selbst anwenden zu können.

Fremd ist mir der Glaube an Glück in Form von Luxus und Perfektion, täglich zu sehen in Produktwerbungen für Architekten und Bauherrn. Wer bitte glaubt noch an diese Verheißungen, die in Form von retuschierten Hochglanzfotos im Netz, in Zeitschriften und Magazinen auf uns einprasseln? Das gleiche Gefühl der

Fremdheit für Architekten, die meinen, exakt daraus entstünde Lebenswertes.

Fremd ist mir der Auftritt des Chamäleons. Nein, nicht das bezaubernde Reptil. Das Chamäleon, das ich meine, tritt öffentlich auf, posiert geradezu. Meist in Schwarz gehüllt tut es sich mit dem Farbwechsel sehr schwer. Es kann aber dafür umso überzeugender glaubhaft machen, seine Haltung sei nichts als eine beliebige Spiegelung der Wünsche der anwesenden potentiellen Bauherrn.

Fremd ist mir der landauf, landab geläufige Umgang mit Planungsleistungen. Fallobst genießt dagegen noch Wertschätzung. Kann man immerhin noch Most draus machen. Geht man davon aus, dass nichts wert sei, was nichts kostet, so muss man zu dem Schluss gelangen, dass Planungsleistungen in Deutschland immer noch deutlich zu billig sind, auch wenn oft das Gegenteil behauptet wird.

Fremd ist mir die Architektur der simplen Idee. Deren gibt es allzu viele. Von der Unifarbigkeit für Wand, Boden und Decke bis hin zum Haus als vordergründiger Skulptur und deren Vervielfältigung, die dann als Stadt tituliert wird. Derart unifarbige Räume werden zum Beispiel als „red chamber“ in James Clavells Roman „Noble House“ als Folterkammern eingesetzt. Warum wohl? Wie lebt es sich in Skulpturen? Prächtig, oder? Solange man nicht sein ganzes Leben dort verbringen muss.

Fremd sind mir all diejenigen, bei denen die große Lücke klafft zwischen Mund und Werk, zwischen Verbalem und Realem. Gleiches für diejenigen, von denen jede noch so unbedachte Äußerung, um nicht zu sagen jeder Pups, ganz bestimmter wohlbekannter Zeitgenossen mit einer Eloge auf dessen „Wohlgeruch“ bedacht wird, obwohl er in Wirklichkeit einfach nur – schlecht riecht.

Und obwohl es nichts mit Architektur zu tun hat, aber leider gerade so aktuell ist: Absolut fremd ist mir, wenn Banken und Regierungen das Bargeld abschaffen wollen. Manche mögen glauben oder sich weismachen lassen, das sei doch bequem, kostengünstig und äußerst praktisch oder diene der Prävention gegen Geldwäsche. Tatsächlich ist das der direkte Weg in eine Art digitale Sklaverei. Da wird mir angst.

National Museum of American Jewish History,
Philadelphia, USA
Architekten: Ennead Architects, New York, USA

Das Fassaden-System der Zukunft

-vorgehängt, hinterlüftet, wärmegedämmt.

Die **LONGOTON®-Ziegelfassade**,
großformatige keramische Fassadenplatten mit
Längen bis 3.000 mm.

Moeding Keramikfassaden GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen
Germany

Telefon + 49 (0) 87 32 / 24 60 0
Telefax + 49 (0) 87 32 / 24 66 9

www.moeding.de

MOEDING

LONGOTON®

FREMDES UND EIGENES: „VON DEUTSCHER BAUKUNST“

Cornelius Tafel

Unter dem überwältigenden Eindruck, den das Straßburger Münster bei ihm hervorgerufen hatte, veröffentlichte der junge Goethe 1772 seinen Essay „Von deutscher Baukunst“. Den Baumeister des Münsters (einen von mehreren, aber Goethe kennt vor allem den einen) Erwin von Steinbach sieht Goethe als deutsches Originalgenie, der dank seiner künstlerischen Empfindung den Bau zu ganzheitlicher, großer Baukunst führte. Diesem Genius stellt Goethe als Gegenpol die „welsche“, das heißt italienische oder französische Bauauffassung gegenüber, die er als Regeln und Vorbildern sklavisch verpflichtet beschreibt. Ohne ihn beim Namen zu nennen, polemisiert er gegen die rationalistische Architekturtheorie des Abbé Laugier, die Goethe uninspiriert und trocken erscheint. Neben der großen Begeisterung für den Bau und das Genie Steinbachs durchzieht den Traktat ein durchaus nationalistischer Unterton, der zwar nichts mit dem späteren politischen Chauvinismus des 19. Jahrhunderts zu tun hat, aber typisch für die Sturm- und Drang-Zeit als kulturpolitische Kampfansage an die lange Zeit als vorbildlich und überlegen angesehene französische Kultur zu verstehen ist. „ ...das ist deutsche Baukunst, unsre Baukunst, da der Italiener sich keiner eignen rühmen darf, viel weniger der Franzos.“

Sturm und Drang bedeutete auch: Rückbesinnung auf eigene Stärken und Traditionen, Aufbegehren gegen den skeptizistisch-müden, relativierenden Rationalismus der französisch ausgerichteten Aristokratie, Würdigung des so genannten Altdeutschen gegen die Dominanz der italienisch-französischen Klassik. Der Essay „Von deutscher Baukunst“ steht in engem zeitlichem Zusammenhang mit dem Drama Götz von Berlichingen, einer „altdeutschen“ Figur, die sich den Regeln und Konventionen ihrer Zeit widersetzt. Was Goethe nicht wusste („hier irrt Goethe...“): Das Straßburger Münster steht unter dem Einfluss und in der unmittelbaren Nachfolge der französischen Kathedralgotik, die zuvor als eine Art Staatsbaukunst in enger Verbindung mit der französischen Krone entwickelt worden war. Die deutsche Architektur in der Mitte des 13. Jahrhunderts stand also nicht weniger unter französischem Einfluss als zu Goethes eigener Lebenszeit. Erkenntnisse über die Entwicklung der Gotik lagen 1772 aber noch in der Zukunft – noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts wurde die Vollendung des Kölner Doms als eine nationale Aufgabe Deutschlands verstanden.

Goethe unterstützte zwar die Vollendung des Kölner Doms; zu dieser Zeit hatte er seine Kunstauffassung aber schon längst unter dem Eindruck seiner italienischen Reise vollständig gewandelt mit einer Hinwendung zur Klassik, auch und gerade auf dem Gebiet der Architektur. Willig ordnet er sich ein in die klassische Tradition – es geht nicht mehr um Abgrenzung, um Fremdes und Eigenes, im Gegenteil, es geht um Weltbürgertum und Weltliteratur. Seine

Begeisterungen galt jetzt den Säulenordnungen von Antike und Renaissance; er legte seine Gotikbegeisterung ab, als ihn seine Italienreise auf das Gebiet klassischer Baukunst führte. In einer Bemerkung der „italienischen Reise“ heißt es: er sei nun die „Tabakspfeifen-Säulen, spitzen Türmlein und Blumenzacken, … Gott sei Dank, auf ewig los!“ – eine kaum verhüllte Polemik gegen die zuvor so verehrte Baukunst der Gotik.

WELTFREMD

Monica Hoffmann

Als weltfremd hätte 2009 gegolten, wer nach dem gescheiterten Klimagipfel in Kopenhagen vorausgesagt hätte, dass bereits sechs Jahre später 195 Staaten als eine Weltgemeinschaft miteinander reden und am Ende ein anspruchsvolles Abkommen unterzeichnen: Abschied von fossilen Energien und Vertrauen auf menschlichen Erfindergeist. Und doch ist es geschehen, und das lässt hoffen. Es bahnt sich ein Wandel an. Seit mehreren Jahren schon mehren sich Stimmen, die Belange der Erde und der auf ihr lebenden Menschheit von einem universellen Standpunkt aus zu betrachten. Klimawandel, soziale Ungerechtigkeit, Flüchtlingsströme lassen uns sowieso keine andere Wahl.

Ein sicheres Zeichen für den Bewusstseinswandel ist das derzeit in Deutschland, in Europa und der Welt neu auflebende nationale Denken. Noch einmal bäumt sich das Alte gegen das Neue auf. Ein normaler systemischer Prozess. Obsiegen wird das Alte auf Dauer nicht. Das hat es in der Geschichte noch nie gegeben. Permanente Veränderung gehört zur westlichen Kultur.

Sich das Neue und Fremde aneignen

Es ist die sich rasant entwickelnde Digitalisierung, die die Globalisierung vorangetrieben und dem Neoliberalismus mit allen seinen positiven und negativen Folgen einen unvorstellbaren Schub gegeben hat. Daten, Waren, Dienstleistungen und Geld fließen schon längst grenzenlos um den Globus herum. Und nun steht möglicherweise schon die nächste fundamentale Veränderung vor der Tür, die die Grenze zwischen dem Physischen und dem Digitalen auflöst. Aber wer vermag das noch sicher zu sagen? Und wer weiß, ehrlich gesagt, woran weltweit in den IT-Labs bereits gearbeitet wird? Wer hat wirklich verinnerlicht, dass die Informationstechnologie nach der körperlichen nun auch geistige Arbeit ersetzt? Das trifft Banker, Juristen, Ärzte und natürlich auch Architekten. Es gibt Prognosen, wonach 50 Prozent aller Arbeitsplätze wegfallen und durch lernende Maschinen ersetzt werden sollen.

Einfach mal stehen bleiben, um durchzuatmen und zu sortieren, das können wir nicht, denn dann zöge die Welt im Eiltempo an uns vorüber. Die Folgen? Kaum auszudenken und bestimmt nicht schöner als es angeblich früher einmal war.

Was also tun? Da hilft – so der Journalist und Autor Wolf Lotter – nur eins: verstehen wollen, dann gebe es Erklärungen, die uns weiterhelfen, so dass wir agieren statt reagieren können. Was wir außerdem brauchen ist Realismus, Selbstkritik und Unterscheidungsfähigkeit: nichts beschönigen, die Augen vor den Problemen nicht verschließen, die Dinge aber auch nicht schlimmer reden als sie sind. Wir müssen uns mit den neuen Technologien und ihren gesellschaftlichen Konsequenzen befassen und Weichen stellen, bevor uns andere weiterhin überrennen und nach dem Motto „Think Big“ alle Macht an sich reißen.

Globaler Wettbewerb der anderen Art

Resignation und Fatalismus sind also fehl am Platz. So sind Probleme nicht zu bewältigen. Besinnen wir uns lieber auf das, was sich in der Geschichte der Menschheit bereits positiv entwickelt hat: Kriege sind weniger geworden, auch wenn wir das derzeit kaum glauben wollen, die Menschen leben länger und sind gesünder, Seuchen sind auf dem Rückzug, immer mehr Kinder gehen zur Schule, extreme Armut ist drastisch gesunken, die Welt ist demokratischer geworden, die Frauen haben aufgeholt und der IQ ist in jedem Land um drei Prozent gewachsen. Das sind die Fakten – so der Kognitionsforscher Steven Pinker und benennt auch gleich deren Ursachen: Vernunft, Technik, Wissenschaft, Bildung, Sachkenntnis, Demokratie, regulierte Märkte, moralische Verpflichtung auf Menschenrechte und menschliches Wohlergehen. Mit diesen Erfolgen lässt sich doch bitte mehr Zukunftsoptimismus begründen. Nicht nur das, es ist auch wieder Zeit für Utopien, weit in die

Zukunft zu denken, damit wir energiegeladen weiter machen, uns Spielräume zum Ausprobieren geben, Ziele formulieren, denen wir uns annähern können, die unseren Erfindergeist anstacheln und Strategien entwickeln lassen.

Das heutige Wissen und die digitale Technik für einen Wettbewerb um das Wohl der Menschheit und des Planeten Erde einsetzen, das wäre doch eine großartige Aufgabe. Mit dem heutigen globalen Wissen könnten universelle Werte und damit eine weltweite Wirtschaftsweise umgesetzt werden, in der ökonomische Gleichheit und Wohlstand für alle Regionen auf der Welt angestrebt werden, weil teilen belohnt wird. Sozialsysteme könnten als Folge der zu erwartenden Arbeitsplatzverluste einfacher und gerechter gestaltet werden, Steuersysteme sowieso. Ich bin mir sicher, dass die neue Technik dafür genutzt werden könnte, um weltweit umweltgerechter zu produzieren, um die internationale Arbeitsteilung neu zu strukturieren, dass mit der digitalen Technik auch so manches dezentralisiert werden könnte, wie Energiezentralen auf kleine Einheiten aufteilen, öffentlichen Verkehr intelligenter handhaben, dabei das Land an die Städte ankoppeln und gleichzeitig in seiner Eigenart fördern anstatt zu verstädtern. Unseren kreativen Köpfen wird noch viel mehr einfallen, um den Zugang zur künstlichen Intelligenz zu demokratisieren und schließlich auch die Rechte des Einzelnen in der digitalisierten Welt zu sichern.

„Wir gehören der Erde“ war der Beitrag von Yves Charles Zarka, Professor für Philosophie an der Sorbonne, Université Descartes, in der Süddeutschen Zeitung überschrieben, in dem er für universelle Menschheitsrechte plädiert, jenseits aller Unterschiede von Kultur, Gebräuchen, Lebensstil und Religion; ein Gemeinsames für die ganze Welt entwickeln, das die Idee der „Menschheit“ positiv ausfüllt, wozu die Bewahrung der Erde gehöre, die für uns bis heute einzig bewohnbare Welt und Voraussetzung unserer Existenz. Es war der französische Präsident, der im Hinblick auf die Klimakonferenz 2015 in Paris die Vorbereitung einer „Allgemeinen Erklärung der Menschheitsrechte“ beauftragt hat. Utopisch – mag sein, doch mit dem Erfolg in Paris ist diese Utopie ein wenig realer geworden. Und ermutigt mich zu einer weiteren.

Weltfrieden

Auch Frieden – daran wird wohl keiner zweifeln – wäre doch eines der wertvollsten Geschenke. Durch Integration und Kooperation haben wir es geschafft, eine Europäische Union zu bilden. Was für ein Erfolg nach zwei zerstörerischen Kriegen nur wenige Jahrzehnte vorher. Im Moment steht sie auf wackeligen Beinen, die Union, vielleicht weil sie zu ökonomisch gedacht wird, anstatt Freiheit, Menschenrechte, Demokratie, Rechtsstaatlichkeit in den Fokus zu rücken. Wir müssen einfach weiter daran arbeiten und den Weltfrieden als langfristiges Ziel im Auge behalten. Aber vielleicht sind wir gar nicht so weit von

der Erfüllung dieses Wunsches entfernt. Doch zu weltfremd?

Sicherheitshalber hole ich mir da Rückendeckung. Und zwar bei Immanuel Kant, den uns der Journalist Thomas Assheuer in der ZEIT kürzlich nahe gebracht hat und der ja alles andere als schwärmerisch zu charakterisieren ist. Eines Tages – so schrieb Kant – würden die Völker ihres Leids überdrüssig. Vielleicht ist es bald so weit, längst schon bei den Menschen, die täglich unter den Kriegen und dem Terror leiden, aber auch bei uns. Nachdem die Medien nahezu in Echtzeit das Elend dieser Länder auf unsere Schirme bringen, und es uns schmerzt, Bomben auf Orte fallen zu sehen, die seit Jahren bereits am Boden liegen. Möglicherweise beschleunigen und vervielfachen Globalisierung und Digitalisierung erneut kriegerische Akte, um sie dann umso schneller zu einem Ende zu bringen. 1795 bereits habe Kant in seinem Traktat „Zum ewigen Frieden" geschrieben, dass es unter den Völkern der Erde so weit gekommen sei, dass die Rechtsverletzung an einem Platz der Erde an allen gefühlt werde. Und weiter als Zitat: „Wenn sich die einzelnen Bürger durch den freien Gebrauch ihrer Vernunft eine rechtliche Ordnung geben können – warum soll das den ‚unverträgsamen' Nationen untereinander nicht auch gelingen?" Krieg – so Kant – dürfte nicht das letzte Wort der Geschichte sein.

Kant habe bereits über die Globalisierung nachgedacht, als es diese noch gar nicht gab; er habe vom Weltbürger gesprochen, als die Menschen noch zwischen Armenhaus und Misthaufen ihr Dasein fristeten und eine weltweite Friedensordnung gefordert. Für ihn sei die Weltgesellschaft längst Realität – die eine Welt, das eine Menschengeschlecht. Zumindest in einer Berliner Straße wurde seine Utopie umgesetzt. Auf zweieinhalb Kilometern kann man einen Spaziergang vorbei an gelebter sozialer und ethnischer Integration machen. Es ist nicht gelogen: dieser Spaziergang führt durch die Kantstraße.

Ein kleines Zeichen, dass dazu anstiften mag, Herz und Verstand in unsere Hand zu nehmen und zur Tat zu schreiten. Jeder an seinem Platz in einem weltumspannenden Wir.

DER INNERE VORHANG

Erwien Wachter

„ … Ihr Unterrock war rot und blau, sehr breit gestreift, und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben, aber es wurde nicht gespielt.“ Georg Christoph Lichtenberg

Worum soll es hier gehen? Es geht nicht darum, was wir zu sehen bereit oder zu sehen in der Lage sind. Wenn wir unser Umfeld sezieren, sezieren wir das, was unsere Wahrnehmung davon dokumentiert und ob sein Wert sich für unser Gehirn abwägen lässt. Nein, es geht um das Fremde in uns, es geht um den Vorhang in uns, der dafür unser Denken öffnet oder schließt, es geht um dessen auf- und zumachen für Dinge, von denen wir über kein Wissen verfügen, für Dinge, die sich zwar herausbilden, aber deren Bedeutung uns fremd ist, deren Bilder uns keine Geschichten erzählen, deren Sound stumm ist. Der Vorhang in uns ist gemeint, der unserem Geist Zugang aber auch Flucht gewährt, der einmal die erzählende Kulisse einer unentdeckten Bildlandschaft verbirgt oder ein andermal – öffnet er sich – eine schillernde Brücke zum Leben baut, um das ICH, das DU und die DINGE mit einem unverstellten Blick neu zu inszenieren, um uns dann selbst wie auf einer Bühne der Fülle überraschender Beobachtungen auszusetzen, uns selbst zum Protagonisten des Persönlichen in einer Choreographie des Erkennens wachzurufen.

Nicht nur Rot ist es, nicht nur blau, vielleicht hellblau eher oder irgendwie farbig changierend wie alles um uns. Aber in uns, wo Dinge aus dunkler Herkunft entstehen, wo alles Lesbare zunächst fehlt, wo Sinn noch nicht erkennbar ist, sehen wir uns den ausgelösten Empfindungen überlassen, mehr noch der Versuchung des Enthüllens, das den sich entwickelnden Bildern Geschichten zu entreißen sucht, die unter feinen Schichtungen von Farbigkeit und Ahnung begraben sind. Doch es ist nicht eine gewohnte Sprache, es sind sichtbare, aber auch zum Selbstschutz der Psyche zensierte Bilder, die sich verflechtend überlagern. Bilder, die Schicht um Schicht mit unterschiedlichen Dichten aus der Tiefe mehr und mehr ins Bewusstsein quellen, von dort, wo immateriell an einem „Ort des Nochnichts“ gärt, was sich materiell in die Welt setzen will. Bilder, die zunächst nichts darstellen, erst einmal nichts darstellen sollen und können, sie sind Aufzeichnungen projizierten Wahrnehmens, unlesbare Zeichen vielleicht als Spielfeld kreativer und ästhetischer Freiräume, die zwischen den verankerten Sphären gesicherten Wissens ungreifbar durchscheinen. Aber was lässt sich daraus machen? Was kann ich entziffern, welche Chiffren kann ich lösen? Oder eher, wie ist vorzugehen, um den einen oder anderen Anker des Gewohnten zu lichten, um verstehen zu lernen, wie die zunächst aus dem Nichts neblig monochrom geborenen Zeichen des Trugbilds einer zweckfreien Imagination von einem Nichtssein auf ein ungebrauchtes Stück Papier übertragen in ein Sinnsein gedeutet werden könnten? Sinnfällige Deutung erfordert bekanntlich eine enorm apodiktische Leistung, erfordert einen Kraftakt

der Interpretation, gleichzeitig aber auch die Bewahrung der Unverletzbarkeit der Erscheinung, um die gewohnten Assoziationen dem Entstehenwollenden fern zu halten, ihm ihren zerstörenden Einfluss der Veränderung zu versagen.

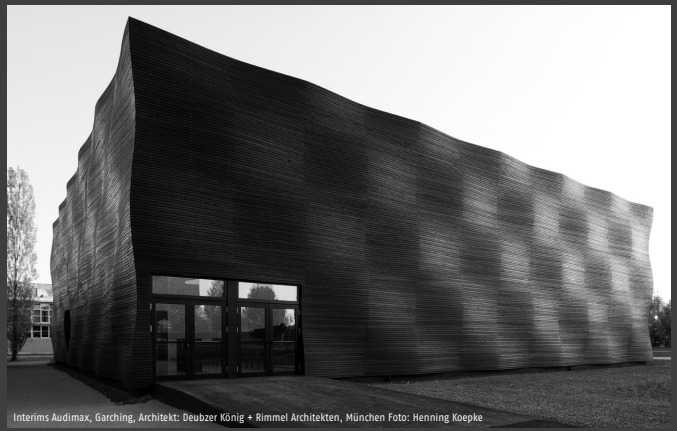
Jedes genaue Hinsehen, jede Empathie umzingelt gewöhnlich den Betrachter. Hier aber ist das Bekenntnis zum Blindsein, der Zustand des Nichtwissens eingefordert. Und zugleich sind es die animativen Wirkungen fehlender Analogien, die verhindern, sich dem dringlichen Aufruf des Ungreifbaren schon nach wenigen Augenblicken zu entziehen, nach Augenblicken eines schier unerträglichen Blindseins, die das Gefühl des Gefangenseins aufdrängen. In ein Korsett, eingezwängt bis zur Bewegungslosigkeit, bewirkt von scheinbar chaotischen Formen, die keine Zuverlässigkeit, keine Fassbarkeit haben, aber immer etwas Unausweichliches, Bannendes spüren lassen. Schließlich drängt ein Spiel der Wechselwirkungen von Verbalem und Visuellem an die Oberfläche eines jungfräulichen Screens, der schmerzend von solcherart missbrauchter Kraft aufschreit. Und wie der Schlüssel zum Aufziehen einer Uhr verfügbare Zeit freigibt, öffnen sich vergleichbar Raum und Dauer der Kommentierung der sich verfestigenden Formen in codierten Informationen und Zeichenfolgen für den Betrachter. Ihre Wirkung liegt schließlich im Signal, das uns doch für sich gesehen etwas wie Zuverlässigkeit, aber auch Unausweichlichkeit des Entdeckten ahnen lässt. Alles vom inneren Auge Wahrgenommene verschmilzt alle Nuancen vielfältiger Spuren, egal ob sie bereits mit irgendeinem Vorbild konkurrieren wollten oder nicht, und verführt so zu einer Entformung des Bekannten, des Gewohnten, um ungeahnt Neues zu identifizieren, um einzudringen in den unerschöpflichen Kosmos entgrenzter Phantasie.

Alle alten und neuen Geschichten in uns sind aufgeschrieben, aber im monochromen Verbund von Zeichen, Form und Untergrund wie ausgelöscht, doch sind sie lediglich abgetaucht, um die besondere Lesart der Geheimnisse synaptischer Verknotungen herauszufordern, die zum Erkennen und Verstehen führt. Form und Untergrund trennen sich wieder, wenn darin versunken gewissermaßen Nuancen der Tonarten der Verschiebungen dechiffrierbar und dann sozusagen Buchstabe für Buchstabe zur besseren Lesbarkeit destilliert werden. Alles, was anfänglich verdeckt, wird so zur aussagekräftigen Gesamtheit. Wie in einem Entwicklerbad verdichtet, wird im wachsenden Kontrast die Wahrnehmung des Geschriebenen, der Formen und Zeichen entzifferbar, werden Aussage und Hintergrund auseinandergetrieben. Dieses Sichtbarwerden zu einem Hörbarsein bildet die Bestandteile einer Emulsion, die mit dem Charakter der Ausformung zum Stoff der Geschichtenerzählung wird, die jenseits der traditionellen Sinnübertragung der Fremdheit dieser Welt geradezu physisch ein unerwartetes und unvorgestelltes Gesicht formt.

Wo sind wir nun angelangt? Der Mensch wollte immer eine Zukunft gestalten, die sich als ein offener Horizont vielfältiger Möglichkeiten darstellte. Heute erleben wir eine Welt, in deren Komplexität alles möglich, aber nichts mehr als notwendig wirkt, eine Welt, die uns beständig zu überfordern droht. Ein Entgegenhalten gegen diese scheinbar unaufhaltsame Raserei ist unpopulär geworden, und ihre schier hilflos wirkenden Zuckungen werden als Alibi des Gestrigen und ihrer erloschenen Werte abgestempelt. Wie steht es aber dann um die Kreativität?

Die frühe Neuzeit entzog die Kreativität bereits dem Alltäglichen und verschob sie hin zum Dämonischen, also in die Welt menschlicher Fähigkeiten, die nicht natürlich erklärbar waren, aber dennoch mit Überraschung, Innovation, Bedeutsamkeit wirkten. Wohin also in einer Welt, in der alles berechenbar und messbar ist, wohin also mit einer „Kreativität", die heute an der Peripherie sozialer Systeme auf Zufälle in ihrer Umwelt reagiert und unsere internen Strukturen verändert? Martin Heidegger spricht vom „in-der-Welt-Sein", einer „Zuhandenheit" der Welt der Dinge nicht gegenüberzustehen, sondern Teil von ihr zu sein. So ist Kreativität als unverzichtbare Grundsubstanz und nicht als individuelle Gestaltungsfähigkeit der Welt und ihrer Zukunft allein zu verstehen, sondern als die Fähigkeit, lebenswerte Verhältnisse zwischen einer den Körper einschließenden Existenz und der Welt der Dinge zu finden und zu enthüllen.

Ob diese Gedankensprünge wirklich glaubhaft sind, ob etwas davon im Einzelnen wirklich richtig ist, darüber kann auch der vorgestellte Plot nicht referieren, selbst wenn er spürbar im Hintergrund bliebe. Der Plot ist das Synonym des beschriebenen Prozesses und könnte so zum Erschließen des gedanklichen Konstrukts beitragen, helfen den Schatten der Ratio allen Beweisbaren zu durchbrechen und über das Wissen um kreative Anlagen oder Talente Einblicke gewähren, die jenseits mühevoller Alltagsarbeit bisweilen das Dahinter, das Daneben oder gar das Davor ans Licht befördern. Nicht, dass es all dieses zweifelsfrei gäbe. Aber in solcherart Abschweifen geht ein Reich des Übergangs auf, das den Abstand zwischen dem Erzählen im Säkularen zum transzendenten Bezogensein markiert, in dem für einen kurzen Augenblick sich Ort und Zeiten verschränken – eben für einen Augenblick. Und der schwindet einer Sinnestäuschung gleich, einer wie der andere, auf die eine oder andere Weise. Aber das Fremde: es wird bleiben. Wie wir auch bleiben, selbst wenn es gelegentlich schweigt, wir aber immer wieder den Schalthebel zum Öffnen des Vorhangs umlegen – unbeirrt vom Worte Brechts: „Wir stehen selbst enttäuscht und seh´n betroffen. Den Vorhang zu und alle Fragen offen."


Interims Audimax, Garching, Architekt: Deubzer König + Rimmel Architekten, München Foto: Henning Koepke

Haus des Verbandes Südwestmetall, Heilbronn
Architekt: Dominik Dreiner, Gaggenau, Foto: Johannes Marburg, Genf

Dachausbau, Lakonis Architekten, Wien © Hertha Hurnaus

Bessere Ergebnisse bei geringerem Aufwand.

ARCHICAD gehört in jedes Planungsbüro. Umsteigen ist denkbar einfach!

GRAPHISOFT.DE

OPEN BIM™

GRAPHISOFT®

EINE NACHT AUF DER MAXIMILIANSTRASSE

Günter Meyer

Anfang 2015 lobten die Münchner Kammerspiele mit dem neuen Intendanten Matthias Lilienthal und das Berliner „raumlabor“ einen internationalen Wettbewerb für Designer und Architekten aus. Unter dem Titel „Shabby-shabby Apartments“ waren die Teilnehmer aufgefordert, das Wohnen neu zu erfinden – unabhängig von Cash-Flow und Spekulation. So tauchten dann im September befremdliche Elemente im Münchner Stadtbild auf, in der Absicht mit homöopathischen Dosen gegen die Gesetzmäßigkeit steigender Immobilienpreise zu impfen.

„Was soll denn dieser Haufen mit Lumpen auf der Maximilianstraße? Der nimmt doch nur Parkplätze weg!“ entrüstet sich eine Dame im hellbraunen Kaschmirpullover hinter mir an der Theaterkasse. Meine Karte für die Nacht in der Hand sage ich: „Das ist auch im Programm; ich habe mir eben eine Karte gekauft um mitzuspielen“. „Warum wollen Sie denn das?“ „Ich wollte schon immer einmal auf der Maximilianstraße schlafen!“ Sie schaut mich ungläubig an: „Wozu denn das? Ich habe doch ein Bett zu Hause!“ Der „Haufen

Lumpen“ mit dem Titel „Reinste Seide“ war eines der schäbigen Apartments ohne sichtlichen Wert, gleichzeitig aber auch eine Provokation, weil es Parkplätze in exklusiver Lage belegte. München beschäftigte aber Mitte September noch ein ganz anderes Thema: 50.000 Flüchtlinge. Was sollten da 25 Apartments!? „Shabbyshabby“ schien total ungeeignet, um die Wohnungsnot von Massen zu lindern. Aus einer funktionellen Perspektive sollte ich die Aktion als weltfremden Protest abtun und – wie die Dame oben – zu Hause in meinem Bett schlafen. Aber ich war neugierig geworden und wollte mich der Erfahrung der Nacht, der Stadt und ihrer Menschen aussetzen.

So gehe ich zu meinem schäbigen Nachtlager in einem Baugerüst vor der Maximilianstrasse 6. Als ich den Fußgängertunnel zu „M6“ von Regina Baierl betrete, fühle ich mich ein wenig wie ein Astronaut auf dem Weg zur Abschussrampe. Ich zwänge mich in den Kleiderschrank. Er ist Eingang zum Apartment. Er ist aber auch Aufenthaltsraum. Eine Nutzung als Kassenhäuschen wäre ebenso denkbar – oder als Beichtstuhl. Als Kind habe ich mich manchmal im Kleiderschrank der Eltern versteckt. Damals war ich bestenfalls halb so groß. Jetzt muss ich meine Ansprüche auf dieses Refugium zurechtschrumpfen und muss „hier wohnen lernen“. Auf der einen Seite gibt es einen kleinen Schreibplatz und direkt vor der Nase ein Fensterchen in Postkartengröße. Wenn man es öffnet, schaut man in den Tunnel auf die Passanten. Wer beobachtet hier wen? Das Leben der Anderen: wird man entdeckt, könnte die Situation schnell kippen und dann gibt es wenig Raum um auszuweichen. Auf der anderen Seite des Schranks steht die Leiter nach oben zum Doppelbett, das auf einem Podest über dem Fußgängertunnel steht. Dann bliebe nur die Flucht nach oben.

Am Rand des Max-Josef-Platzes steht das Dixi-WC, welches ich mit den Bewohnern des nächstgelegenen „Erdhügelhauses“ von Wolfram Kastner teile. Mitten auf dem Platz fällt es nur deshalb auf, weil sich davor eine ganze Gruppe niedergelassen hat, die ausgelassen plaudert und Bier trinkt. Die Ausrüstung für das kleine Gelage haben die beiden Bewohnerinnen mit Fahrrad und Anhänger hergeschafft. Sie arbeiten alle für „Green City“ und können mit den Unterschieden zwischen öffentlicher Teilhabe und privater Aneignung selbstbewusst umgehen. Auf dem Rückweg zu meinem Apartment gesellt sich ein „echter“ Stadtstreicher zu mir. Beim Reden streckt er die Arme nach hinten, als ob er fliegen wollte. Ich musste sofort an den englischen Skispringer „Eddie the Eagle“ denken. Er sprach von seinem Schlafplatz in der Unterführung am Maximilian Forum. Nicht in dem von Muck Petzet gestalteten Shabby dort, sondern regulär auf dem Pflaster in der Passage zusammen mit anderen Wohnungslosen. Ich schämte mich ob meines komfortablen Doppelbetts und biete ihm die zweite Hälfte an. Er aber lehnt ab, schließlich wolle er die Ansprüche auf sein angestammtes „Zuhause“ nicht verlieren. Eigentlich war ich froh, den Standort exklusiv für mich zu behalten. Ich spürte aber auch das schlechte Gewissen

des Privilegierten und die Abneigung, daran erinnert zu werden. Da beziehe ich mich gerne auf die Freiheit der Kunst und den damit verbundenen Anspruch auf Öffentlichkeit. Für den Penner aber ist sein Schlafplatz eine private Zweckentfremdung, die ihm jederzeit untersagt werden kann.

Herr K. meldet sich zum Dienst. Er ist beauftragt, vor meinem schäbigen Apartment zu wachen und für Sicherheit zu sorgen. „Sie bleiben die ganze Nacht hier?", frage ich ungläubig. Er bejaht, bittet mich um den orangenen Plastikhocker und stellt ihn vor den Kleiderschrank. Darauf wird er die Nacht verbringen. Ich bin baff. Noch hatte ich keine Gelegenheit gehabt, die Passanten von oben aus dem Bett zu beobachten – also unbemerkt in die Stadt hineinzuspähen – und schon dreht sich die Situation. Nun werde ich beobachtet, die ganze Nacht hindurch. Herr K. bemerkt mein Befremden und bietet an, sich für eine Stunde die Beine zu vertreten. Während er abgeht, tritt ein Mitglied der Kammerspiele auf und bestätigt die Vorsichtsmaßnahme. Die Flüchtlingsthematik mobilisiert Aktivisten, die auch vor Gewaltausübung nicht zurückschrecken. Nachdem in der vergangenen Nacht das „Yellow Submarine" an der Maxbrücke völlig abgebrannt war, wurde für jedes Apartment eine Dauerbewachung beauftragt. Das „Yellow Submarine" war von einer Glasgower Künstlergruppe aus 16 gelben Badewannen konstruiert. Wie konnten die brennen?

So langsam wird mir bewusst, dass es hier nicht ums Bauen geht, sondern ums Nutzen. „Shabbyshabby" sind keine Prototypen für Massenunterkünfte, sondern eine Dramaturgie zur Aufweichung jener selbstgerechten Haltung, welche die Verknappung erzeugt. Die ästhetische Herausforderung entspringt nicht mehr dem theatralischen Rahmen – ein Stück, eine Bühne, ein Publikum. Diese Grenzen sind beseitigt und plötzlich ist man selbst mitten drin – und hautnah. So werden sich die nächtlichen Bewohner jener Rollen und Widersprüche bewusst, die sie sonst einfach übergehen würden.

Wie jede Nacht wache ich früh auf. Die fremde Umgebung lässt mich hoffen, es könnte später sein. Ich schlage die Augen auf und sehe als erstes die Bilder an der Wand: Flora und Fauna, Katzenbilder, Familienfotos. Als Jugendlicher trug ich Zeitungen aus: zwei Jahrzehnte nach dem Krieg gab es immer noch Flüchtlingsbaracken. Ich erinnere mich, dass sie „anständig hergerichtet" waren, mit Gardinen und mit ähnlichen Bildern an den Holzwänden. Dann schaue ich aufs Mobiltelefon: 04:08 – es ist wie immer. Also ziehe ich mich an und steige die Leiter hinunter. Herr K. schaut mir dabei zu. Etwas schlaftrunken mache ich mich auf zum Dixi vor der Oper.

Draußen auf der Straße ist der Halbschlaf schnell verflogen – auch um diese Uhrzeit ist Verkehr. Mitten auf dem Platz steht einsam das Erdhügelhaus. Drinnen ist es offensichtlich recht eng, so stehen die Schuhe der zwei Frauen draußen. Der Lagerplatz vom abend-

lichen Umtrunk ist noch erkennbar und auf den Isomatten kauert jämmerlich der für diesen Standort zuständige Wachmann. Es ist der 15. September, gemessen sind 13°C, gefühlt ist es aber gut darunter. Der Wachmann ist sichtlich froh mich zu sehen – so kann er wenigstens reden, erzählen wie kalt die Nacht ist und wie schwer es ist, nicht einfach in den Schlaf zu flüchten. Ich komme mir vor wie bei Hamlet, wo sich die Nachtwachen vor dem Schloss über die fremden Geister der Nacht austauschen.

Ab 9 Uhr gibt es Frühstück in der Kantine der Kammerspiele. Die zwei Frauen vom Opernplatz haben Annette mitgebracht, die uns interviewt und später einen Artikel in der TAZ schreiben wird. Was hat es uns gebracht? Wie verhält sich die Erfahrung der letzten Nacht zu unserem Wohnalltag? Marta gesellt sich zu uns. Sie hat im „Give and Take“ vor dem Gucci-Laden übernachtet. Sie schafft den großen Bogen vom persönlichen Erlebnis zum städtischen Theater. Erlebnisse wie die der vergangenen Nacht bereichern das Leben mit Stoff zum Nachdenken. Das ist auch gutes Theater. Zusätzlich aber erkennt Marta in „Shabbyshabby“ den Prozess einer konsequenten Öffnung des Theaters. In einer lebendigen Stadt darf sich Theater nicht mit dem Bildungsbürgertum zufrieden geben, sondern muss sich auch ganz anderen, fremden Lebensrealitäten öffnen. Vor dem Gucci-Laden hat sie hautnah erlebt, wie dort so fremde Einstellungen wie Luxus und Normalität aufeinanderprallen.

Die schäbigen Apartments waren ohne Zweck. Sie taugten nicht als Massenunterkunft. Man konnte sich aber auch nichts einverleiben; sie und die exklusiven Lagen standen nicht zum Verkauf. Durch das Versagen dieser Privilegien war „Shabbyshabby“ jedoch zweckdienlich, um unseren Umgang mit Stadt, Raum und Menschen erfahrbar zu machen. Eine Erfahrung, welche von den Beteiligten interpretiert, widersprochen oder verdrängt wird, passend zu den Haltungen denen sie entspringt.

IN EIGENER SACHE

Die BDA Informationen 2.16 befassen sich mit dem Thema „frei“. Und wie immer freuen wir uns über Anregungen, über kurze und natürlich auch längere Beiträge unserer Leser.

Redaktionsschluss: 23. Mai 2016

FREMD WERDEN

Michael Gebhard

Guten Morgen Frau Nachbarin, guten Abend Herr Nachbar! So würde ich Sie vielleicht ansprechen, wenn Sie im selben Haus wohnen würden wie ich. Tun Sie aber nicht! Genau! Deshalb ist dies auch nur der Auftakt zu einer Betrachtung über das Fremdwerden.

Wenn die Geschichte beim Nachbarn beginnt, so beginnt sie am anderen Ende der Skala, dort wo man sich noch nicht fremd ist. Geht also einer aus der Tür seiner Wohnung, so ist er Nachbar. Geht einer aus dem Haus auf die Straße, so ist er auch Nachbar – für den, der im Nachbarhaus wohnt. Geht er zwei Straßen weiter, so ist er ein Fremder, obwohl ihm selbst der Ort nicht fremd ist und er sich dort auch in der Regel nicht fremd fühlt. Geht er in den Laden, der drei Blocks weiter liegt und in den er immer geht, so ist er dort ein Bekannter. Trifft er dort Leute, die dort ebenso wie er öfter einkaufen, so sind auch sie Bekannte. So entwickelt sich ein Geflecht von Beziehungen mit graduellen Abstufungen, ein Geflecht, wie es an allen Orten zu finden ist, wo Menschen zusammenleben. Personen und Orte sind dabei miteinander verbunden. Der Ort lokalisiert die Person, gibt ihr Identität und Verankerung. Das Geflecht, das Netz aus Orten und Menschen und ihren Beziehungen hat bestimmte Voraussetzungen, um sich ausbreiten und eine gewisse Wirksamkeit entfalten zu können.

Wie alle Netze erfordert es Kontinuität, die Kontinuität seiner Maschen. Ein Netz kann jedoch auch Fehlstellen haben. Die sind dort, wo die Maschen gerissen oder zu groß sind. Zu groß sind sie, wenn etwas hindurchschlüpfen kann, der Zusammenhalt des Netzes geschwächt ist. Löcher im Netz sind Gefährdungsstellen für das Netz als Ganzes. Ein Netz lebt von der kontinuierlichen Kraftübertragung. Ist sie geschwächt oder mehrfach unterbrochen droht Rissgefahr. In der Folge kann das Netz seinen Zweck, Verbindungen zu schaffen und im Verbund zusammenzuhalten, irgendwann nicht mehr erfüllen. Aus diesem Grund sind klassische Netze in der Regel gleichmässig strukturiert, Masche an Masche. Natürlich kann man Netzte auch anders knüpfen, wenn sie beispielsweise einem anderen Zweck dienen.

Auch Städte können als Netze gelesen werden, als Netze aus Straßen, aus Wegen und Gassen. Die Maschen sind hier manchmal regelmäßig und rechtwinklig, öfter jedoch unregelmäßig und polygonal, bei größeren Gebilden meist gar aus vielerlei Teilnetzstruk-

turen zusammengefügt. Die Löcher, Fehlstellen oder Einschnitte dieser Netzte sind große Parks, Grünzüge, Wasserflächen, Industriebrachen, abgeschlossene Bereiche wie Miltärareale, Krankenhaus- oder Schulanlagen, um nur die wichtigsten zu nennen. Diese Löcher, denken wir beispielsweise an einen Park, können auch positive Einflussfaktoren sein, jedoch nicht für den Belang des Netzzusammenhalts. „Löcher" sind jedoch nicht die einzigen Störfaktoren des Netzzusammenhalts, nein auch die Art, wie das Netz geknüpft ist, kann ein Störfaktor sein. Der kontinuierliche Kraftverlauf entlang der Netzmaschen kann verglichen werden mit dem kontinuierlichen Strom der Passanten in einem räumlichen Netz. Dieser funktioniert umso besser je gleichmäßiger die Maschen angelegt sind, je kontinuierlicher sie verlaufen. Engmaschigkeit allein ist dabei kein Kriterium für gutes Funktionieren des Netzes. Es funktioniert dann gut, wenn es, mit graduellen Abstufungen, eine gleichmäßige Präsenz von Menschen im Netz (des öffentlichen Raumes) sicherstellt.

Es gibt die Beispiele, die zeigen, dass engmaschige Netze, verbunden mit einer strukturellen Diskontinuität das Funktionieren des Netzes massiv stören (ein gut untersuchtes Beispiel ist das Marquess Road Estate in London, einstmals preisgekrönt und vielbeachtet, heute bekannt als muggers paradise). Hier bricht an den Außengrenzen des Estates der Strom der Passanten ab. Das Estate ist wie ein kleinteiliges Labyrinth angelegt mit vielen Verschwenken und Richtungswechseln der Wege, mit vielen kleinen Aufenthaltplätzen. Das Netz ist im Estatebereich sehr viel kleinteiliger und weniger kontinuierlich gestaltet. Irgendwie idyllisch, doch trügerisch. Dort hinein verirrt sich kein Fremder, und diejenigen, die hinein gehen müssen, weil sie dort wohnen, fühlen sich zu bestimmten Zeiten unwohl, weil sie kaum jemandem mehr begegnen. Bricht der Passantenstrom, so bricht auch auch die örtliche Kenntnis. Ein Ort, den niemand betritt, auch nicht zufällig, ist fremd und bleibt fremd. Fremd sein heißt: nicht kennen, kein Nachbar sein, auch kein Bekannter sein. Fremdsein lässt Spekulationen Raum, leistet Gerüchten und Stigmatisierungen Vorschub.

Fremdsein hat nicht nur über Länder und Kontinentgrenzen eine räumliche Dimension, sondern auch im Nahbereich unserer Städte. In nahezu jeder Stadt gibt es die Bereiche, die keiner kennt, wo niemand zufällig hinkommt. Dies mag in einigen der bereits genannten Fälle unerheblich, ja normal sein. So manches Schulgelände hat noch nie jemand betreten, der dort nichts zu tun hat. Macht erstmal nichts. Ob ich das Schulgelände kenne oder nicht, ist vielleicht nicht wirklich relevant. Relevant wird aber sein, wenn das Schulgelände eine Größe erreicht, die ganze Stadtbereiche voneinander trennt. Wir denken an den Bereich zwischen Dachauer Straße und Heßstraße in München. Wir denken an so manchen „Bildungscampus" in neuen Stadtteilen. Das sind aus der Sicht des Netzes kritische Produkte. Produkte funktional-technokratischen Denkens. In ihrer die Netzstruktur spren-

genden Größe Störfaktoren städtischer Integration. Schlicht entgegen aller gut gemeinten Argumente zu vermeiden. Noch schwieriger gestaltet sich die Situation, wenn es sich um Wohngebiete handelt. Wir lesen und hören heute viel von Integration, vom Vermeiden von Ausgrenzung und Ghettobildung. Das ist gedanklich der richtige Ansatz. Gelingen kann er jedoch nur, wenn auch seine räumliche Komponente erkannt und umgesetzt wird.

Aber klar, rufen jetzt alle. Machen wir doch! Fordern wir doch ständig!

Und doch tauchen sie immer wieder auf, und immer dann, wenn es um mehr oder weniger reinen Wohnungsbau geht, die kleinen, von Grün umkreisten Nachbarschaften, die von einem Grünzug umzingelten Siedlungsteile, so klein, dass sie einer Atomisierung des Stadtkörpers Vorschub leisten. Kleinnachbarschaftseinheiten fein säuberlich getrennt. Erkennbarkeit, Ablesbarkeit, Gliederung – unverzichtbar. Oh ja!

Ja, Nachbarschaft braucht räumliche Nähe, um Personen und Wohnorte mental verknüpfen zu können. Nachbarschaft braucht auch Räume, um sich entfalten zu können. Nachbarschaft braucht jedoch keine räumlich vorgegebene Abgrenzung, um sie zu erzeugen oder zu fördern. Denn Nachbarschaften in der Stadt sind fließend und fließend sind die sozialen Zusammenhänge dort, wo Menschen zusammenleben.

Eine Stadt ist selbstredend größer als ein Dorf. Aus einer Aneinanderfügung von Dorf- oder Nachbarschaftseinheiten, nur um ein einfaches Beispiel zu wählen, wird aber keine Stadt, auch wenn die Fläche oder die Einwohnerschaft die gleiche Größe vergleichbarer Städte erreicht hat. Hinzu kommt, dass abgegrenzte Nachbarschaften, wie auch Dörfer, eher soziale Homogenität als Vielfalt bedingen. Jeder, der einmal in einem Dorf gewohnt hat, weiß, wie schwierig es all diejenigen dort haben, die anders sind. Die Homogenität der Mehrheit ist zu groß und dominant. Man wird Außenseiter oder geht weg. Das ist das dörfliche Prinzip, das ist das Prinzip der engen Nachbarschaft ohne Ausweg, ohne Alternativen. Da passt nicht jeder rein.

Das städtische Prinzip funktioniert anders. Es basiert auf Offenheit, einer gewissen Annonymität und Toleranz, auf der Fähigkeit und dem Willen, Andersartigkeit zumindest zu tolerieren. Auch das hat seine räumliche Voraussetzung. Die liegt in der Offenheit des räumlichen Systems, in der Kontinuität, in der das Netz der räumlichen Verbindungen geknüpft ist. Denn sie erst schafft die Voraussetzung, die die Präsenz aller Lebensentwürfe im öffentlichen Raum ermöglicht. Der englische Philosoph und Architekturlehrer Bill Hillier hat dies die „virtual community“ genannt: eine Gemeinschaft noch nicht realisierter sozialer Bindungen, jedoch mit einem unausgesprochenen, aber gelebten sozialen Konsens beruhend auf den vorgenannten Grundeigenschaften des städtischen Systems. Auch das ist ein Zusammenhalt, ein gesellschaftlicher Kit. Wie alles,

was Gesellschaften verbindet und zusammenhält, muss auch dies ständig neu verhandelt werden. Architekten und insbesondere Stadtplaner nehmen unmittelbar an diesen Verhandlungen teil. Entsprechend hoch ist ihre Verantwortung. Haben sie kein Bewusstsein für diese Fragen entwickelt, denken sie immer nur auf der überschaubaren lokalen Ebene, dann schaffen sie die Voraussetzungen, dass wir einander fremd werden. Fremdsein lässt sich auch zu Hause.

AM ANFANG STAND DER SARG …

Ulrich Karl Pfannschmidt

... heute pulsiert das Leben in den Hallen. Das Zentrum Hundertvier (Le 104) nach seiner Hausnummer in der Rue d'Aubervilliers im 19. Bezirk von Paris benannt, ist nach einer langen Geschichte als Ort des zentralen Bestattungswesens der Stadt in ein höchst lebendiges Kulturzentrum verwandelt worden, wo sich Menschen, junge und alte, mit den unterschiedlichsten Interessen einfinden und betätigen können.

Der Erzbischof von Paris, zuständig für die Beerdigungen in Paris, richtete 1870 einen Bestattungsdienst ein und gab den Bau von neuen Gebäuden in Auftrag, die bis 1873 auf einem Grundstück von 26.000 m² neben den Gleisen des Ostbahnhofs errichtet wurden. Die Architekten waren Édouard Delebarre de Bay et Godon unter der Oberleitung des Stadtarchitekten Victor Baltard, der auch der Schöpfer der berühmten Markthallen von Paris war.

Das Konzept sah Bauten in der Art der großen Bahnhöfe und Messehallen vor, vornehmlich errichtet aus Stahl, Glas und Klinker. Die Qualität der Ausführung und das Aussehen entsprachen dem imperialen Anspruch Napoleon III. (1808-1873, ab 1852 Kaiser). Kaiserlich war auch die Ausdehnung der Anlage. Die Oberfläche glich dem Platz der Republik. Zwei Hallen mit gläsernen Oberlichten, Höfen, Laderampen, Ställen und Kellern auf einer Strecke von 270 Metern. Der Ort ist stark symbolisch aufgeladen. Die Theatralik überträgt sich durch den Wechsel von kleinen Höfen und großen Hallen auf einer Blickachse durch die gesamte Anlage. Sein außen verschlossen wirkender Charakter verstärkt die Gefühle im Inneren.

Über 120 Jahre diente die Anlage dem Bestattungsdienst. Mehr als Tausend Menschen arbeiteten dort, auf dem Höhepunkt sogar 1.400, täglich 150 Leichenzüge organisierend. Die erste Halle diente der Vorbereitung der Särge und Trauergerüste. Die zweite Halle nahm 80 Leichenwagen auf und eine Hundertschaft von Karren im Erdgeschoss, Ställe für 300 Pferde im Keller, dazu eine Reserve von 6000 Särgen, ein Lager für Futter und ein Wasserreservoir. Daneben gab es Läden und Werkstätten für jede Art von Zubehör.

1905 ging die Anlage als Konsequenz der Trennung von Staat und Kirche in städtische Hand über. Ab 1945 ersetzten Motorwagen die

Pferde, und 1997 wurden die Aktivitäten nach längerem Rückgang endgültig eingestellt. Die Anlage hatte kein Leichenschauhaus und nahm auch keine Leichen auf, ausgenommen in Kriegszeiten. Die gesamte Anlage ist seit 1997 ein eingetragenes Denkmal.

Alle die Daten kann man staunend zur Kenntnis nehmen und vermuten, dass die wahrhaft imposante Anlage der Stadt eine untragbare Last gewesen wäre. Abbruch der Gebäude und Verkauf der Flächen wäre eine Alternative gewesen. Nachfrage nach Bauland gibt es in Paris immer, an Spekulanten fehlt es auch nicht, und welche Stadt hätte keine Löcher in den Finanzen? Doch der Bürgermeister von Paris, Bertrand Delanoe, scheint ein kluger und mutiger Mann zu sein.

Er erkannte, dass ein Grundstück wie dieses, lang wie drei Fußballfelder hintereinander, der Stadt nur alle paar Jahrhunderte zufallen würde, mit Hallen nach Art von Bahnhöfen oder Kathedralen mit Haupt- und Nebenschiffen in einem Bauzustand, wie man ihn heute kaum mehr schaffen könnte. Delanoe entschied sich, die Hallen zu schützen und das Ensemble zu sanieren. 2003, sechs Jahre nach Schließung, ging es los mit Definition der Aufgabe und Architektenwettbewerb unter drei Büros. Die Stadt entschied sich für den Entwurf, der den besonderen Charakter des Ortes am besten respektierte. Die Realisierung folgte unverzüglich und im Oktober 2008 wurde das „Le 104“ eröffnet.

Aus dem Sarglager wurde eine öffentliche Einrichtung zur freien, kulturellen Zusammenarbeit in Paris. Nur ein großer Totenkopf von Niki de St. Phalle im ersten Höfchen erinnert an alte Zeiten. Im Innern stehen 25.000 m² Nutzfläche zur Verfügung, dazu 7.300 m² Parkfläche und 4.500 m² für den Weg durch das Gelände. Die Nutzfläche teilt sich auf in Flächen für Handel und Dienstleistung (1.900 m²), eine Flächenreserve für Handel und Events (2.500 m²), im zentralen Schiff zwei Theatersäle für 200 bis 400 Besucher mit den dazugehörenden Foyers, Flächen für 16 Ateliers und 18 Büros (4.000 m²), eine Fläche für Unternehmensgründer (800 m²), eine Ausrüstung für Amateurartisten (500 m²), sechs Appartements mit bis zu vier Zimmern und so weiter. Dazu ein Restaurant und ein Café. Das Fassungsvermögen der Einrichtungen beträgt 5.000 Personen.

Die Investition kostete 110 Millionen Euro, zu 100 Prozent von der Stadt aufgebracht. Der jährliche Aufwand liegt bei acht Millionen, die Einrichtung schreibt eine schwarze Null, sie kann auch für Tagungen und Kongresse genutzt werden. Das Motto der Anlage ist „Alle Künste für Alle“. Es ist Teil eines internationalen Netzwerkes ähnlicher Einrichtungen: RADIALSYSTEM V in Berlin in einem alten Transformatorenhaus, Zone Attive im alten Schlachthof von Rom oder dem Matadero, dem Schlachthof von Madrid. Sie folgen einem gleichen Prinzip; sie mühen sich, den Platz des Künstlers in der Gesellschaft neu zu denken, die Produktionsbedingungen und

die Art des Zugangs zur Kunst. „Le 104“ hat, nicht zu übersehen, auch eine soziale Dimension. In einem Viertel mit hoher Arbeitslosigkeit, starkem Schulversagen, spürbarem Migrantenanteil trägt es zur Integration und Demokratisierung bei, nicht zuletzt durch seine Arbeitsplätze. Eine Nation, die ihre Angehörigen nicht durch Abstammung sondern durch Sprache und Kultur definiert, hat ein angemessenes Zeichen gesetzt.

SIEBEN FRAGEN AN

JOHANNES BERSCHNEIDER

1. Warum haben Sie Architektur studiert?
Von Anfang an war mir klar, dass ich einen kreativen Beruf ergreifen wollte. An Stelle der Architektur und der Innenarchitektur, die schließlich meine Berufung geworden sind, hätte es auch Marketing oder Werbung werden können. Mein Großvater, den ich leider nicht mehr kennengelernt habe, war Maurermeister. Seine grundsoliden, schlichten Häuser habe ich als Jugendlicher bewundert und gespürt, dass ich mit meiner späteren Arbeit nicht nur etwas Kreatives, sondern auch etwas Bleibendes schaffen wollte. Später war ich von Persönlichkeiten beeindruckt, die mit ihrer Architektur Neumarkt geprägt haben. Dieses Thema treibt mich bis heute um. Und die Idee, einen „freien Beruf“ zu ergreifen, hat mich fasziniert und gelockt.

2. Welches Vorbild haben Sie?
Ein Vorbild wäre mir eine zu konkrete Orientierung, ich könnte jetzt keine Personen nennen. Ich schätze alle Kollegen, die ihre Aufgabe ernst nehmen. Die danach streben und es im Idealfall auch zum Ausdruck bringen können, dass sie auch im vermeintlich Einfachen, Banalen das Besondere finden und entwickeln. Dabei schaue ich weniger in die große Welt hinaus, sondern sehe mich in der Region um. Dort gibt es einige großartige Kollegen, deren Arbeit ich seit langem verfolge und die mich sehr beeindrucken. Auch wenn sie teilweise andere Schwerpunkte haben als ich, begeistern mich ihre Bauten.

3. Was war Ihre größte Niederlage?
Niederlagen habe ich zum Glück bislang keine erlebt. Eher Enttäuschungen, etwa die, für einen vermeintlichen Freund gebaut zu haben.

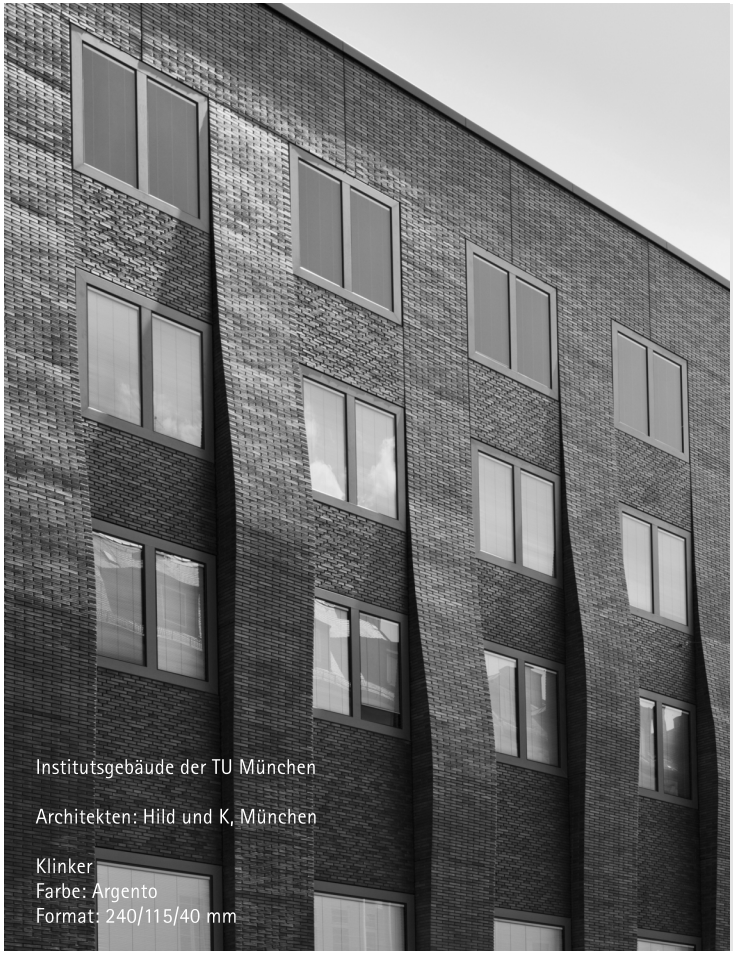
4. Was war Ihr größter Erfolg?
Im Jahr 2004 habe ich den Kulturpreis der Stadt Neumarkt bekommen. Das hat mich wahnsinnig gefreut und mir gezeigt, dass Architektur fester Bestandteil des Kulturlebens ist, zumindest in Neumarkt. Der Bau des Museums Lothar Fischer in Neumarkt ist ein tolles Projekt, das bis heute nachwirkt. Das Museum durften wir dem Maler und Bildhauer Lothar Fischer praktisch auf den Leib schneidern. Die Wirkung war und ist enorm, bis heute erhalten wir immer wieder positive Rückmeldungen von Besuchern des Museums, von Kuratoren der Wechselausstellungen und Künstlern. Es

hat uns überregional bekannt gemacht und die Besucherzahlen steigen immer noch an. Im vergangenen Jahr haben wir für den Landkreis Neumarkt das Willibald-Gluck-Gymnasium fertig gestellt. 1400 Schüler und ihre Lehrer, ein offenes Lernkonzept mit Ganztageskonzept und das Ganze in gewinnender Architektur verpackt: das hat uns gefordert, aber ich denke, wir haben es gut hinbekommen. Die Reaktion der Verantwortlichen und Nutzer ist entsprechend.

5. Was wäre Ihr Traumprojekt?
Ich habe das große Glück, mein lange gehegtes Traumprojekt gerade verwirklichen zu dürfen. Das ehemalige Kapuzinerkloster in Neumarkt mit der alten Klosterbrauerei wird derzeit saniert und in das Dekanats- und Gemeindezentrum der evangelischen Kirche in Neumarkt umgewandelt. Eines der ältesten Ensembles im Stadtgebiet war jahrzehntelang in einem Dornröschenschlaf, und jedes Mal, wenn ich daran vorbeigefahren bin, hatte ich das Bedürfnis, hier etwas anzupacken. Wir sind sehr glücklich, dass wir diese in Neumarkt einmalige Anlage zu neuem Leben erwecken dürfen.

6. Inwiefern haben sich Ihre Vorstellungen erfüllt?
Übererfüllt, ganz klar! Als junger Architekt hätte ich mir nicht vorgestellt, dass mir der Beruf nach über 30 Jahren noch denselben riesigen Spaß macht. Ich würde es wieder tun! Die Größe und Auslastung unseres vor allem in der Region arbeitenden Büros zeigen mir, dass man als Architekt auch hier Erfolg haben kann. Das Bekenntnis zur Region und eine Haltung zur eigenen Arbeit und den eigenen Ideen haben sich ausgezahlt. Seit meiner Zeit als BDA-Kreisverbandsvorsitzender engagiere ich mich stark für die Architekturvermittlung und die damit entstehende Öffentlichkeitsarbeit für unseren Berufsstand. Dadurch erfahre ich Wertschätzung für meinen Beruf, was bestätigt, dass ich die richtige Wahl getroffen habe.

7. Was erwarten Sie vom BDA?
Dass sich der BDA auch verstärkt politischer Themen annimmt, damit unser Berufsstand ein freier Beruf bleibt. Die Bedeutung und Qualität der Architektur müssen gesichert bleiben. Dafür muss der BDA auch seine Qualitätsansprüche weiterhin hochhalten – die Mitgliedschaft soll ein Gütesiegel bleiben. Ich vermisse, dass die Geschichte des BDA Bayern nicht ausführlicher dokumentiert ist. Vielleicht kann hier zum 50jährigen Jubiläum der BDA Informationen etwas erarbeitet werden. Ich denke, die Mitgliederbindung könnte dadurch gestärkt werden und das Bewusstsein für den Verband und dessen Wertigkeit. Wir schulden das der Arbeit und der ehrenamtlichen Leistung der Kollegen aus der Anfangszeit, die unseren Verband gegründet und aufgebaut haben.



Institutsgebäude der TU München

Architekten: Hild und K, München

Klinker
Farbe: Argento
Format: 240/115/40 mm

Klinker-Fassaden

Aus dem GIMA-Produktsortiment

- Klinker
- Klinker-Riegelformat
- EURO-Modul-Klinker
- Terrakotta-Fassaden
- Altbaierische Handschlagziegel
- Akustikziegel
- Ziegelsichtmauerwerk-Fertigelemente

Girnghuber GmbH
Ludwig-Girnghuber-Straße 1
84163 Marklkofen

Telefon 08732-24-0
Telefax 08732-24-200

www.gima-ziegel.de

GIMA
Qualität aus Ton

DAS FÜNF-PUNKTE-PROGRAMM DES BDA

Der BDA Bayern will der Arbeit der Bayerischen Architektenkammer eine neue Richtung geben – engagiert, mutig und orientiert an den sich stetig verändernden Rahmenbedingungen für Architektinnen und Architekten. Klare Positionen, energisches Handeln, Konsequenz und Glaubwürdigkeit sind die Leitlinien, nach denen wir unseren Einsatz für die Zukunft des Berufsstandes ausrichten.

Unser Spitzenkandidat Karlheinz Beer und sein Team stehen für eine aktive Kammer, die sich vehement für die Interessen aller planenden Kollegen einsetzt. Die den offenen Dialog mit allen Beteiligten in der Kammer und den Diskurs mit der Öffentlichkeit sucht. Die sich an

baukulturellen Werten ebenso orientiert wie an wirtschaftlichen, ökologischen und sozialen Voraussetzungen.

Wir wollen die Weichen neu stellen. Dabei setzen wir auf die enge Zusammenarbeit mit allen Verbänden und auf wegweisende Allianzen – in unseren Zielen und unserem Engagement.

WOFÜR WIR STEHEN

1. FÜR DIE ZUKUNFT UNSERES BERUFES

Um die Zukunft unseres Berufes zu gestalten, ist gezielte Einflussnahme in Politik und Gesellschaft gefragt. Nur den gestiegenen gesellschaftlichen, rechtlichen, technischen und energetischen Anforderungen gerecht zu werden, wird nicht ausreichen. Wir müssen unsere tragende Rolle in der Wertschöpfungskette von der Planung bis zur Realisierung überzeugend darstellen. Auch um unserer Aufgabe, die Baukultur zu bewahren und mit Qualität und Vielfalt weiterzuentwickeln, im Interesse der Gesellschaft gerecht zu werden. Deswegen setzen wir uns in der Kammer für die Unabhängigkeit unserer Planung und die Rechte unseres Berufsstandes ein. Wir fordern bessere Arbeitsbedingungen sowie einen offenen Marktzugang auch für kleine und mittlere Büros. Unseren Fokus legen wir dabei auf objektive und transparente Vergabeverfahren, faire Vertragsregelungen mit angemessener Honorierung und die Beschränkung der Haftung.

Der BDA setzt sich ein für:
- die Wertschätzung unseres Berufes
- die Unabhängigkeit und Integrität unserer Planung
- die angemessene Honorierung unserer Leistungen
- ein faires, transparentes Vergabe- und Wettbewerbswesen
- die Verbesserung der rechtlichen Rahmenbedingungen

2. FÜR EINE AKTIVE KAMMER IN UNSEREM INTERESSE

Die Kammer hat die Interessen unseres Berufsstandes auf allen Ebenen – in den Kommunen, in den Ländern, im Bund und in der EU – wirkungsvoll zu vertreten. Auch gegenüber Akteuren aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft gilt es, die Bedeutung der planenden Berufe engagiert zu vermitteln und deren Stellung zu stärken. Die Kammer muss eine Kammer für alle Mitglieder sein, ob angestellt, verbeamtet oder freischaffend.

Wir stehen für einen an Zielen und Inhalten orientierten, kollegialen Austausch mit allen Mitgliedern der Bayerischen Architektenkammer. Die Meinungsbildung wollen wir für alle Beteiligten transparent und nachvollziehbar gestalten. Wir diskutieren offen, kontrovers und auf Augenhöhe, um gemeinsam Antworten auf die aktuellen Herausforderungen zu entwickeln.

Der BDA setzt sich ein für:
- den intensiven Dialog mit allen Kollegen
- die Vermittlung unserer Leistungen nach außen
- eine aktive Kammerarbeit auf regionaler, überregionaler und europäischer Ebene
- eine leistungsfähige und serviceorientierte Kammer
- die enge Zusammenarbeit zwischen den Verbänden

3. FÜR DIE ANGESTELLTEN

Wir geben den Angestellten eine Stimme und setzen uns für ihre beruflichen Interessen ein. Dazu zählt für uns eine angemessene Entlohnung nach verlässlichen Richtwerten, Sicherheit in der Karriereplanung und ein ausgewogenes Angebot an Fort- und Weiterbildung. Auch die Bearbeitung qualitativ anspruchsvoller Projekte im Sinne der Baukultur, der lebendige Erfahrungsaustausch der Generationen und die Mitgestaltung der Kammerarbeit stehen für die guten Arbeitsbedingungen, die wir fördern wollen.

Der BDA setzt sich ein für:
- eine faire Entlohnung
- attraktive berufliche Perspektiven
- regelmäßige Fort- und Weiterbildungen
- die Vereinbarkeit von Beruf und Familie

4. FÜR EINE GUTE AUS- UND FORTBILDUNG

Steigenden Anforderungen begegnet man nicht mit sinkenden Studienzeiten. Wir fordern eine generalistische und praxisnahe Ausbildung auf europäischem und internationalem Level, die unsere Absolventen zum interdisziplinären Arbeiten befähigt. Eine Studienzeit von mindestens fünf Jahren ist kein Luxus, sondern international längst Standard und die Voraussetzung für die kreative und kompetente Ausübung des Berufes.

Das komplexer werdende Baugeschehen stellt insbesondere Berufseinsteiger vor große Herausforderungen. Sie wollen wir begleiten und unterstützen. Um die baukulturelle Qualität und Vielfalt zu sichern, setzen wir uns dafür ein, dass junge Architektinnen und Architekten bei der Auftragsvergabe eine faire Chance bekommen. Mit Existenzgründern teilen wir unsere Erfahrungen, knüpfen Netzwerke und bieten so einen wichtigen Rückhalt für die Herausforderungen der täglichen Praxis. Für Berufseinsteiger wie für Berufserfahrene gilt: Permanente Fortbildung erhält und fördert die Kompetenz. Bereits heute ermöglichen unsere vielfältigen Programme einen ständigen Wissensaustausch bei künstlerischen, technischen, energetischen und rechtlichen Neuerungen.

Der BDA setzt sich ein für:
- mindestens fünf Jahre Studium
- eine Ausbildung gemäß europäischem und internationalem Standard
- die Förderung von Berufseinsteigern
- eine hohe Qualifikation und Fortbildung

5. FÜR EINE LEBENDIGE PLANUNGS- UND BAUKULTUR

Die gebaute Umwelt prägt unser Leben. Sie muss im Interesse aller geschützt, gepflegt und weiterentwickelt werden. Gesellschaftliche Herausforderungen wie die Energiewende, der demografische Wandel und die steigende Zuwanderung müssen daher – jenseits von Einzelaspekten und Partikularinteressen – gestalterisch kompetent umgesetzt werden. Der schonende Einsatz unserer Ressourcen ist dabei selbstverständlich.

Wir setzen uns für Gestaltungsbeiräte ein und engagieren uns in bestehenden Gremien, um politische und gesellschaftliche Akteure für anspruchsvolle Architektur zu sensibilisieren. Wir unterstützen den aktiven, moderierten Dialog mit den Bürgerinnen und Bürgern, um ihre Bedürfnisse qualifiziert berücksichtigen zu können. Im Gegenzug schafft die Darstellung der eigenen Ideen Vertrauen für zukünftige Bauvorhaben.

Öffentliche Aufträge und Planungswettbewerbe sind zu oft nur wenigen Büros vorbehalten. Das wollen wir ändern. Damit zukunftsfähige Ideen weiterhin Innovation, Vielfalt und Qualität im Bauwesen gewährleisten können, fordern wir mehr und vor allem offene Wettbewerbsverfahren bei öffentlich geförderten Projekten.

Der BDA setzt sich ein für:
- Stärkung des Wettbewerbswesens
- die Pflege der Baukultur und öffentliche Thematisierung architektonischer Qualität
- Ausstellungen, Auszeichnungen, Diskussionen und Publikationen zu guter Architektur
- einen qualifizierten Bürgerdialog
- die kompetente Gestaltung gesellschaftlicher Herausforderungen

Die Frage nach ihrer persönlichen Motivation über dieses Grundsatzprogramm hinaus ergänzen folgend der Spitzenkandidat des BDA Karlheinz Beer, Walter Landherr, Georg Brechensbauer, Andreas Emminger, Lydia Haack und Jörg Heiler.

Karlheinz Beer
Spitzenkandidat
Listenplatz 1

„Die Themen, die uns bewegen, sind für den gesamten Berufsstand relevant. Deshalb nehmen wir den Dialog auf zu anderen

Verbänden und zu nicht verbandsgebundenen Architektinnen und Architekten. Mit offener und kooperativer Zusammenarbeit wollen wir die Kammer gemeinsam mit Landschaftsarchitekten, Innenarchitekten, Stadtplanern und anderen wieder in Schwung bringen."

Walter Landherr
Listenplatz 11

„Wir stellen fest, dass sich die Rahmenbedingungen für unsere Berufsausübung stetig verschlechtern. Der Zugang zu öffentlichen Aufträgen wird durch die unangemessene Anwendung der Vergaberegeln für kleinere Büros fast unmöglich. Die Haftung für Risiken, die wir nicht zu verantworten haben, übersteigt zunehmend unser Leistungsvermögen. Wir kämpfen für den Erhalt unserer kleinteiligen Bürostruktur als Rückgrat einer qualitätvollen und vielfältigen Baukultur und als leistungsfähige Säule in der Wertschöpfungskette von der Konzeptentwicklung bis zur Umsetzung."

Georg Brechensbauer
Listenplatz 4

„Die Bayerische Architektenkammer muss in der Lage sein, ihre gesetzlichen Aufgaben zu erfüllen, also berechtigte Belange und Interessen unseres Berufsstandes zu unterstützen und zu fördern. Zur Lösung von Problemen müssen die Argumente zielorientiert, fundiert und so deutlich vorgetragen werden, dass sie auch gehört werden."

Andreas Emminger
Listenplatz 17

„Angestellte Architektinnen und Architekten sind das Rückgrat der Baukultur. Bei Freischaffenden oder im öffentlichen Dienst beschäftigt, leisten sie einen erheblichen Beitrag im Planungsgeschehen. Sie tragen eine hohe Verantwortung für die ihnen anvertrauten Projekte oder Tätigkeitsfelder und setzen sich mit großem Engagement für das Gelingen der Vorhaben im Sinne aller Beteiligter ein."

Lydia Haack
Listenplatz 2

„Obwohl EU-weit die Mindeststudiendauer für die Architekturausbildung bei fünf Jahren liegt und diese Ausbildungsziele im Bologna Prozess so angelegt wurden, sucht Deutschland einen Sonderweg, um an einer vierjährigen Ausbildung als Alternative festz halten. Somit wären wir zusammen mit Litauen der einzige

europäische Mitgliedsstaat, der künftig auf ein niedrigschwelliges Bildungsniveau als Voraussetzung für den Zugang zum Berufsstand setzt. Das ist weder sinnvoll noch erstrebenswert."

Jörg Heiler
Listenplatz 3

„Wir erleben derzeit starke Veränderungen und Umbrüche. Beispielhafte Stichworte sind Energiewende, Migration und Digitalisierung. Eine wirkliche Planungs- und Baukultur bezieht dies bewusst in Gestaltungsprozesse von Städten, Landschaften und Stadtlandschaften ein. Wir engagieren uns für einen öffentlichen und politischen Bewusstseinsprozess in den Regionen und auf Landesebene."

INTERVIEW MIT KARLHEINZ BEER

Warum stellen Sie sich für das Amt des Präsidenten der Bayerischen Architektenkammer zur Wahl? Was ist Ihre besondere Motivation?

Der Präsident hat gemeinsam mit dem Vorstand der Bayerischen Architektenkammer maßgeblichen Einfluss auf die Effizienz und die berufspolitische Ausrichtung der Kammer. Die massiven Veränderungen in unserem beruflichen Umfeld bedürfen konsequenter Antworten, die in einem konstruktiven Arbeitsumfeld im Team erarbeitet werden müssen.

Als Präsident will ich mich dafür einsetzen, dass das Engagement unserer Kolleginnen und Kollegen für den Berufsstand in Zukunft wirkungsvoller in die Kammerarbeit eingebracht und dort konsequent gefördert und weiterentwickelt wird. Viele unserer Kandidatinnen und Kandidaten haben jahrelange Erfahrung als Vorsitzende von Arbeitsgruppen oder Ausschüssen, sowohl auf Landesebene wie auch auf Bundesebene und in Gremien der Hochschulen, des AHO und bei europäischen Anliegen.

Ich bin überzeugt, dass der Erfolg unseres Engagements auch in der Kammer durch Verteilung der Aufgaben, Vertrauen in das Handeln der jeweiligen Personen und offene Kommunikation deutlich zu steigern ist. Die Bayerische Architektenkammer braucht wieder Ausdruckskraft und „Standing" im Diskurs um die Durchsetzungsfähigkeit von Baukultur unter den gegebenen ökonomischen Rahmenbedingungen.

Warum gehen Sie mit einem Wahlteam ins Rennen?

Ich setzte ganz ausdrücklich auf den Teamgedanken! Berufspolitische Arbeit kann, wie auch gute Architektur, nur im Team gelingen. Es ist mir besonders wichtig, dass ich nicht als Einzelkämpfer antrete, sondern ganz bewusst den Dialog suche und die Kompetenz anderer einbeziehe. Wir wollen neue Impulse setzten – dafür brauchen wir profundes Wissen, Erfahrung und Reflektion. Lydia Haack, Georg Brechensbauer, Andreas Emminger, Walter Landherr und Jörg Heiler sind nur einige der vielen engagierten Persönlichkeiten unter den Kandidatinnen und Kandidaten unserer Liste, die sich aus ihren beruflichen Erfahrungen heraus bei dieser Wahl auf essentielle Themen konzentrieren.

Die Schwerpunkte sind in unserem Wahlprogramm ausführlich beschrieben. Vielfältige Kompetenzen sind notwendig, um die berufspolitischen Aufgaben erfolgreich zu gestalten. Hier nenne ich beispielhaft das Vergabe- und Wettbewerbswesen, die Mitwirkung bei der Erarbeitung von Gesetzen, Verordnungen und Normen sowie die Chancen auf einen möglichst offenen Marktzugang für den beruflichen Nachwuchs - um nur einige wesentliche Punkte zu nennen.

Welche Ziele haben Sie durch Ihr bisheriges Engagement in der Kammer erreicht?

Architektur braucht eine positive, gestärkte Mittelstandspolitik! Wir haben wesentlich dazu beigetragen, den konstruktiven Dialog mit der Politik um die existentiellen Anliegen unseres Berufstandes und der Baukultur zu befördern und wichtige Stellschrauben zu justieren – sei es zur Novellierung der HOAI oder zur Weiterentwicklung von VOF und VGV. Vieles von dem was wir angestoßen haben müssen wir nun zügig zum Abschluss bringen und neue Akzente setzen.

Derzeit führen wir Gespräche zum Erhalt des Wettbewerbswesens als Akquisitionsplattform auch für junge und kleinere Bürostrukturen. Wir arbeiten an der Frage, welche Normen im Wohnungsbau sinnvoll reduziert werden können und was ökologisches Bauen für die Zukunft bedeutet.

Wir haben gemeinsam mit den anderen Verbänden in der Vertreterversammlung dafür gesorgt, dass sich der Fokus in dieser Legislaturperiode wieder verstärkt den Anliegen der angestellten Mitglieder zuwendet. Mit unseren Mitgliedern im BDA haben wir viele Projekte zur Vermittlung von Baukultur über Ausstellungen, Vorträge und Diskussionsplattformen bewegt.

Sie setzen sich für eine aktive Kammer ein. Welche neuen Impulse wollen Sie in diesem Zusammenhang setzen? Was sind die Schwerpunkte?

Offen und transparent, dabei zielorientiert und durchaus fordernd wollen wir die Arbeit in der Kammer neu strukturieren. Wir werden uns am Anfang der nächsten Legislaturperiode mit allen gewählten Vertreterinnen und Vertretern über eine neue Struktur verständigen, die es ermöglichen soll, die Kammer in ihrer Haltung wieder allgemein präsenter zu machen - in der Öffentlichkeit wie im Berufsstand selbst. Unsere Gesellschaft braucht gerade jetzt eine Bayerische Architektenkammer, die die Politik durchaus fordert und nicht nur Gesetze umsetzt. Wir wollen für unseren Beruf die Richtlinien mitgestalten.

Wie kann die Kammer eine lebendige Planungs- und Baukultur befördern? Wo sind die Stellschrauben, die in diesem Zusammenhang bewegt werden müssen?

Ich stehe dafür, dass die Kammer wieder zu einem wichtigen Sprachrohr auch in der Politik wird: Es bedarf einer intensiven politischen Arbeit im Vorfeld von Gesetzesänderungen, die uns existentiell betreffen. Aktivitäten zur allgemeinen Förderung der Baukultur werden heute verstärkt durch die Verbände geleistet werden, sowohl regional als auch überregional – mit großem Erfolg. Hier sehe ich in der Neu-Justierung des Budgets noch viel Gestaltungsspielraum.

Welchen Stellenwert hat die Förderung oder Einflussnahme auf die Ausbildung sowie die Fortbildung von Architektinnen und Architekten?

Die Kammern haben es versäumt, rechtzeitig für ein Höchstmaß an Qualität in Aus- und Fortbildung einzutreten. Hier werden wir daran arbeiten müssen, verlorenes Terrain wieder zurückzugewinnen. Ich sehe jedoch gerade in Bayern gute Chancen, dieses mit Unterstützung durch die Politik zu erreichen. Es besteht ja durchaus das Bewusstsein, dass ein erfolgreiches Bundesland nur dauerhaft erfolgreich bleibt, wenn die Aus- und Fortbildung erstklassig ist. Darauf müssen wir aufbauen und intensiv in den nächsten Jahren entsprechende Regelungen durchsetzen.

In welcher Form wollen Sie sich für die angestellten Architekten in der Kammerarbeit einsetzen?

Die Berufsgruppe der Freischaffenden stellt die überwiegende Anzahl an Mitgliedern im BDA, jedoch führen wir bewusst auch angestellte und sehr viele beamtete Kolleginnen und Kollegen in unserem Verband, was sich auf unserer Liste abzeichnet. Gute Architektur entsteht heute in einem Architekturbüro nur im Teamwork. Wir als Arbeitgeberinnen und Arbeitgeber wissen, dass die Zufriedenheit und die Identifikation mit dem Büro für den Wert des Gebauten unabdingbar sind. Wir

setzen uns ein für gute Arbeitsbedingungen, Fortbildungen und auch für die Möglichkeiten zum Einstieg in die Firmenleitungen. Im öffentlichen Dienst sind wir ständig in Zusammenarbeit mit angestellten und beamteten Kolleginnen und Kollegen. Wenn sie dort, wie auch bei großen institutionellen Bauherren, die Bauherrenaufgaben vertreten, sind sie entscheidende Einflussgrößen für das positive Gelingen eines Projektes.

Wir stärken in Zukunft den Dialog und schaffen mehr Motivation für das Ehrenamt, indem wir entsprechende Personen nicht nur für das Präsidium und den Vorstand vorschlagen, sondern das Vertrauen in ihre Arbeit auch im operativen Geschäft an der Basis entgegenbringen.

Was sind Ihrer Meinung nach die drängendsten Themen und Fragestellungen, vor denen der Berufsstand steht? Was müsste die Kammer Ihrer Meinung nach bezüglich dieser Themen konkret tun?

Wesentlich ist es mir, dass unser Beruf in Öffentlichkeit, Politik und Wirtschaft eine der Verantwortung angemessene Wertschätzung erfährt. Hier gilt es, Kompetenz und Dialogfähigkeit unter Beweis zu stellen, konsequent und überzeugend zu handeln sowie gezielt Einfluss zu nehmen.

Wir stehen, wie auch andere Berufsstände, vor der Herausforderung, die für den Berufsstand typischen kleinteilige Berufsstrukturen in Zukunft zu sichern und die Übernahme des Berufsstandes der Architektinnen und Architekten durch eine anonyme Bauindustrie zu verhindern. Wir wissen, dass Gesellschaften mit einem gesunden Mittelstand und sehr gut ausgebildeten Kleinbetrieben extrem handlungsfähig, innovativ und wirtschaftlich erfolgreich sind. Auch deshalb müssen wir Strukturen erhalten, die ein wirtschaftliches Arbeiten als Architektin oder Architekt erlaubt. Dabei ist es unabdingbar dafür zu sorgen, dass unsere Aus- und Fortbildung auf höchstem Niveau stattfindet und die industriegesteuerten Vorgaben von Normen hinterfragt werden.

Welche persönlichen und beruflichen Erfahrungen bringen Sie mit? Was qualifiziert Sie als Präsident?

Seit 1999 engagiere ich mich im Ehrenamt, unter anderem im Vorstand der Bayerischen Architektenkammer, mit dem Ziel, Einfluss auf berufspolitische Positionen im Sinne der Baukultur und der Existenzsicherung unseres Berufsstandes zu nehmen. Dabei habe ich vielfältige Erfahrungen sammeln und, ebenso wichtig, gute Kontakte zu Politik und Gremien aufbauen können. Durch meine Büros in Weiden und München kenne ich darüber hinaus alle Höhen und Tiefen des Berufsalltags. Seit 1993 bin ich als selbstständiger Architekt

tätig. Mein Arbeitsumfeld in einem Büro mit fünf bis sieben Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern ist vergleichbar mit dem der meisten Kolleginnen und Kollegen in Bayern. Täglich bin ich mit den existentiellen und zukunftsentscheidenden Fragen unseres Berufsstandes konfrontiert. Über diese intensive Bürotätigkeit verliere ich nie die „Bodenhaftung"!

Ganz persönlich empfinde ich es als Ehre und Verantwortung, als Kandidat in einem fachlich höchst engagierten, stets motivierenden Team für unsere Liste antreten zu können. Das ist sicher ein wesentlicher Aspekt meiner Qualifikation: Teamfähigkeit und die Freude an der konstruktiven Auseinandersetzung im Kollegenkreis. Ich möchte etwas bewegen – mit dem klaren Ziel, mich als Präsident für die Anliegen und beruflichen Bedingungen aller Kolleginnen und Kollegen einzusetzen – und dafür stehen die Zeichen in dieser Konstellation gut!

Warum sollte ein nicht dem BDA angehöriger Architekt die Liste des BDA Bayern wählen?

Der BDA stellt mit seinen zur Wahl angetretene Kolleginnen und Kollegen einen überzeugenden Querschnitt der in allen Facetten von Architektur und Stadtplanung Tätigen dar. Dabei ist die Kompetenz unserer Mitglieder nicht am Listenplatz erkennbar: Alle Listenplätze sind gleichwertig mit engagierten und höchst motivierten Kolleginnen und Kollegen besetzt, die sich für die Belange unseres Berufsstandes einsetzen.

Was ist Ihr Wahlmotto?

Zukunft gestalten für eine aktive Kammer!

Das Interview führte Nicolette Baumeister.

23. BDA PREIS BAYERN ROCKT

An neun Preisträger verliehen wurde der BDA Preis Bayern 2016 am Abend des 27. Februar im Rahmen eines Festakts im Münchner Künstlerhaus. Der vom Bund Deutscher Architekten Landesverband Bayern ausgelobte Preis gehört zu den renommiertesten Architekturpreisen landesweit. Nicht nur die hohe Qualität der Architektur, sondern auch das erfolgreiche Zusammenwirken zwischen Bauherren und Architekten wird mit dem BDA Preis Bayern gewürdigt. Alle Preisträger werden für den BDA-Bundespreis, die Große Nike 2016 nominiert.

Souverän und feinsinnig führte Kurator Amandus Sattler im glamourös goldglitzernden Jackett durch den Abend.

„Es war eine der gelungensten Preisverleihungen, die wir je hatten“, resümierte Karlheinz Beer, Landesvorsitzender des BDA Bayern, und die durchwegs gute Stimmung aller Anwesenden gab ihm recht. In seiner Einführung vor über 300 Gästen dankte er den Bauherren und Architekten für ihr Engagement zur Baukultur und erklärte, dass der BDA Preis eine Ermutigung darstelle. Wenngleich auch die Existenzgrundlagen vieler Architekten durch Interessen der Bauindustrie, die gängige Praxis der Vergabeverfahren, Defizite in der Architektenausbildung, Unterbesetzung der Bauämter oder die Gefährdung der HOAI durch die Europäische Union in Frage gestellt sind.

Ministerialrat Peter Pfab richtete als Vertreter der Obersten Baubehörde herzliche Grüße von Innenminister Joachim Herrmann aus, der die Schirmherrschaft über den BDA Preis Bayern übernommen hat. Er betonte, Moderne Architektur und der Erhalt bestehender Bausubstanz würden sich nicht ausschließen, sondern gegenseitig stärken. Der BDA sei dabei mit seinem Engagement ein Garant für Qualität.

Auf Initiative der stellvertretenden Landesvorsitzenden Lydia Haack wurde erstmalig im Rahmen des BDA Preis Bayern ein Nachwuchspreis ausgelobt. Lydia Haack dankte den Hochschulen für die zahlreichen Einreichungen und würdigte die Qualität der studentischen Beiträge: „Die eingereichten Arbeiten zeigen die kreative Kraft der Studierenden, die teils Unvorhergesehenes erfinden und Altbekanntes neu erschaffen. Darüber wird auch das breite Spektrum der Architekturlehre in Bayern sichtbar, das Ausdruck einer engagierten und sorgfältigen Lehre ist. Beides sowohl der individuelle künstlerische Ausdruck, wie auch der wissenschaftlich geprägte Ansatz – unverzichtbare Bausteine jeder kultivierten Gesellschaft – sind in den Arbeiten sichtbar.“

Alle Preisträger hier an dieser Stelle angemessen zu würdigen, würde den gegebenen Rahmen bei weitem sprengen. Ausführlich dargestellt werden die Preisträger mit ihren Objekten und den dazugehörigen Jurybeurteilungen auf der Internetseite www.bda-preis-bayern.de.

Außerdem erscheint zum BDA Preis Bayern 2016 eine gleichnamige Publikation. Das Buch ermöglicht einen Überblick zum aktuellen Stand des architektonischen Schaffens in Bayern. Es dokumentiert darüber hinaus aber auch eine spannende Auseinandersetzung der Jury mit den Werken zeitgenössischer Architektur.

BDA Preis Bayern 2016
Herausgeber: Bund Deutscher Architekten
BDA Landesverband Bayern e.V.
Verlag: Büro Wilhelm.Verlag, Amberg
ISBN Nr.: 978-3-943242-61-4
EUR 36,00

■ **Berufshaftpflicht**

SICHERHEIT
für Architekten & Ingenieure

T: (089) 64 27 57-0 | www.asscura.de

ass
cura

Architekten- & Ingenieur
Assecuranzmakler GmbH

VEREINBARUNG DES UNTERSCHREITENS DER „ANERKANNTEN REGELN DER TECHNIK“?

Die asscura informiert
Thomas Schmitt

Die Tatsache, dass die Einhaltung der „allgemein anerkannten Regeln der Technik“ vom Auftragnehmer als werkvertraglicher Mindeststandard quasi mit geschuldet ist, ist in der Baupraxis überwiegend bekannt. In der anwaltlichen Beratungspraxis tauchen dennoch immer wieder Fallkonstellationen auf, in denen der Planer und/oder der Auftragnehmer im Wege einer Vereinbarung mit dem Auftraggeber bewusst von den allgemein anerkannten Regeln der Technik abweicht bzw. abweichen möchte.

Die Frage, ob eine solche Vereinbarung zu einer gewünschten Haftungsfreistellung von Gewährleistungsansprüchen zu Gunsten des Planers und/oder des Auftragnehmers führt oder nicht, ist u.a. in den Entscheidungen des OLG München vom 26.02.2013 (9 U 1553/12 Bau) und des BGH vom 20.12.2012 (VII ZR 209/11) angesprochen worden. Danach gilt, dass eine derartige Abweichung von den anerkannten Regeln der Technik nur in sehr begrenzten Ausnahmefällen in Betracht kommt.

Zu beachten ist hierbei insbesondere, dass in dem zitierten BGH-Fall der Auftraggeber und Vertragspartner des planenden Architekten eine sogenannte bauerfahrene Person (hier: Bauträger) war. Der Architekt hatte insoweit für den Bauträger Reihenhäuser in Reihenhauszeilen zu planen, die später abverkauft werden sollten. Aus Kostengründen plante der Architekt ein Konzept von „senkrecht geteilten Wohneinheiten“, welches eine lediglich einschalige Ausführung der Trennwände vorsah. Die Planung basierte dabei auf der Annahme, dass auf diese Weise Reihenhäuser mit einem Schallschutzstandard wie im Geschosswohnungsbau geplant und veräußert werden können, wenn diese nach dem Wohnungseigentumsgesetz geteilt werden und damit rechtlich als Wohnungseigentum anzusehen seien.
Der Architekt wies den Bauträger im Zusammenhang darauf hin, dass bei der gewählten Ausführungsart mit einschaligen Haustrennwänden und durchgehenden Geschossdecken der „übliche Schallschutzstandard“ für Reihenhäuser nicht erreicht werden würde.
Der Bauträger stimmte dem Planungskonzept des Architekten hierauf zu.

Im Fall des OLG München enthielt die Baubeschreibung über den Bauvertrag eines Reihenhauses den Passus „Gäste-WC, Windfang und Flur im Erdgeschoss bilden einen Heizkreis“, was sich im Prozess nach Einholung eines Sachverständigengutachtens als nicht den anerkannten Regeln der Technik entsprechend herausstellte.

In beiden Entscheidungen wurde im Urteil deutlich aufgezeigt, dass ein Abweichen von den anerkannten Regeln der Technik nur in sehr begrenzten und mehr oder minder

nur rein theoretischen Ausnahmefällen möglich ist, was eben in gewissen Fallkonstellationen sogar auch gegenüber bauerfahrenen Vertragspartnern wie Bauträgern et cetera gilt. Der strikte Tenor lautet demnach: Nur allgemeine Hinweise auf bestimmte erfolgende bauliche Ausführungen, die faktisch ein Abweichen von den allgemein anerkannten Regeln der Technik bedeuten, reichen nicht aus, wenn nicht auch auf die Konsequenzen und Tragweite der Abweichung ausdrücklich hingewiesen wird. Dies gilt uneingeschränkt bei bauunerfahrenen Vertragspartnern, die sich regelmäßig überhaupt keine konkreten Vorstellungen darüber machen, was etwa eine einschalige Bauweise für den Schallschutz bedeutet. Praktisch ist in diesen Fällen ein Unterschreiten der allgemein anerkannten Regeln der Technik also nicht möglich, denn die nach den Rechtsprechungserfordernissen allenfalls zu erteilenden Hinweise stünden aufgrund des geforderten Deutlichkeitsgebots in praktischer Hinsicht einer Vermarktbarkeit des Objekts mehr oder minder im Wege. Nichts anderes gilt auch gegenüber bauerfahrenen Vertragspartnern, wenn der Vertragsgegenstand nach den Vorstellungen der Parteien dem Verkauf an bauunerfahrene Erwerber dient. Dann verfolgt auch der „vorgelagerte Vertrag", sei es ein Architektenvertrag oder ein sonstiger Werkvertrag, den Zweck, sich keinen Mängelrügen des Erwerbers aussetzen zu müssen.

Im Falle eines bauerfahrenen Vertragspartners kann die Haftung des Planers daher in der Regel lediglich im Wege eines Mitverschuldensvorwurfs gegenüber dem Bauträger reduziert werden. Ein vollständiges Zurücktreten der Haftung des Architekten dürfte regelmäßig nicht in Betracht kommen.

Kompetenz im Bau- und Architektenrecht

JuS RECHTSANWÄLTE

Der Bereich Bau, Miete und Immobilien bildet seit über 20 Jahren einen Schwerpunkt unserer Kanzlei. Wir betreuen unsere Mandanten in diesen Spezialgebieten in einem Team von aktuell vier Fachanwälten/innen.

JuS Rechtsanwälte Schloms und Partner
Ulrichsplatz 12
86150 Augsburg
fon: 08 21/34660-24
fax: 08 21/34660-82
jus@jus-kanzlei.de

Thomas Schmitt
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Schlichter nach SOBau

Uwe Hartung
Rechtsanwalt
Fachanwalt für Bau- und Architektenrecht
Fachanwalt für Miet- und WEG-Recht

www.jus-kanzlei.de

FÖRDERBEITRÄGE 2016

Der BDA Bayern dankt folgenden Mitgliedern für die Unterstützung der Arbeit des Verbandes:

Moritz Auer
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Philipp Auer
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Stephan Suxdorf
Auer + Weber + Assoziierte GmbH

Georg Brechensbauer
Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter und Christian Brückner
Brückner & Brückner Architekten GmbH

Robert Fischer, Thomas Eckert
Dömges Architekten

Rainer Hofmann, Ritz Ritzer
Bogevischs Büro

Ludwig Karl
Karl + Probst Architekten

Walter Landherr
Landherr Architekten

Hans Nickl
Nickl & Partner Architekten AG

Claus Weinhart
Brechensbauer Weinhart + Partner

Peter Ackermann
Ackermann Architekt BDA

Markus Allmann
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Axel Altenberend, Klaus Mauder
DMP Architekten

Armin Bauer
RitterBauerArchitekten GmbH

Karlheinz Beer
Karlheinz Beer Büro f. Architektur u. Stadtplanung

Titus Bernhard
Titus Bernhard Architekten BDA

Rolf Bickel
Bickelarchitekten

Laurent Brückner
Brückner Architekten GmbH

Peter Doranth
Doranth Post Architekten

Volker u. Wolfram Heid
Heid Architekten

Michael Hetterich
Hetterich Architekten BDA

Reinhold Jäcklein
Architekturbüro Jäcklein

Albert Koeberl
Koeberl Doeringer Architekten

Martin Kopp
F64 Architekten

Peter Kuchenreuther
Kuchenreuther Architekt BDA

Eckhard Kunzendorf
Kunzendorf Architekturbüro GmbH

Ulrike Lauber, Peter Zottmann
Lauber + Zottmann

Philip Leube
F64 Architekten

Rainer Lindermayr
F64 Architekten

Christoph Maas
Architekturbüro GmbH

Thomas Meusburger
F 64 Architekten

Florian Nagler
Florian Nagler Architekten

Wolfgang Obel
Obel & Partner GbR

Rainer Post
Doranth Post Architekten

Roland Ritter
RitterBauerArchitektenGmbH

Amandus Sattler
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Stephan Walter
F64 Architekten

Ludwig Wappner
Allmann Sattler Wappner Architekten GmbH

Frank Welzbacher
RitterBauerArchitektenGmbH

EIN GUTER MENSCH – GEORG KÜTTINGER 85

Eberhard Schunck

Zu seinem 75. Geburtstag wurde Georg Küttinger hier mit seiner Biografie als Architekt und Hochschullehrer geehrt. Zum 85. möchte ich über meine Begegnungen mit ihm seiner Persönlichkeit näher kommen. Dass dies automatisch Autobiografisches mit sich bringt, sei mir nachgesehen.

Um den Menschen Küttinger zu verstehen, muss man wissen, dass er in einer streng christlich orientierten, traditionsgebundenen Familie aufwuchs. Sein Geburtsort Thalmässing blieb Zeit seines Lebens der Mittelpunkt, auf den er sich immer wieder bezog und zu dem er nicht nur beruflich immer wieder zurückfand.

Ich lernte Georg Küttinger als Mitarbeiter von Gerhard Weber kennen, als ich in dessen Büro in Allmannshausen zu arbeiten anfing. Er nahm sich meiner hilfsbereit an und besorgte mir ein Zimmer im Ort.

Der berufliche Weg führte uns in der „Diaspora“ in Duisburg Hamborn wieder zusammen, wo Gerhard Weber mit dem Hauptverwaltungsgebäude der August Thyssen-Hütte beauftragt war. Auch hier war er es, der mir zu einem Zimmer verhalf. Das zusammen arbeiten und leben in einem abbruchreifen Gebäude, weit weg von zu Hause brachte das ganze Büro, im Besonderen aber Georg Küttinger und mich enger zusammen. So machten wir Ausflüge, gingen ins öffentliche Duschbad, fuhren nach Düsseldorf und nach Amsterdam. Vor allem aber gab es lange Diskussionen und Gespräche, die bis in die tiefe Nacht andauerten. Nachdem ich in einer dieser Diskussionen über meine Vorstellungen und Wünsche für die Zukunft gesprochen hatte, sagte er auf meine Gegenfrage nur: „Ich will ein guter Mensch werden“. Er wurde es. Für mich auf alle Fälle.

Zurück in München war er überall zu finden, wo angepackt werden musste. Ob es Wettbewerbe im Büro Weber waren oder Veranstaltungen des BDA oder die Kammerarbeit. Dass ich ausgerechnet an der FH Augsburg Professor wurde, wo er seine Ausbildung als Architekt begonnen hatte, war ein beziehungsreicher Zufall, aber auch mit meiner Tätigkeit im Ausschuss für Aus- und Fortbildung der Kammer trat ich eine Art Nachfolge an.

1991 war er es, der mich zu einer Bewerbung an die Fakultät für Bauingenieurwesen ermunterte. Meine damalige Ablehnung hinderte ihn nicht daran, weiter für mich zu werben. Leider konnten wir nicht mehr zusammen an der TU tätig werden. Sein Schlaganfall Anfang 1992, der seine Sprach- und Schreibfähigkeit stark beeinträchtigte, nahm ihm die Möglichkeit, weiter in der Lehre tätig zu werden.

Wie man weiß, hat Georg Küttinger sein Schicksal an den Hörnern gepackt und mit beinahe unverminderter Intensität weiter gearbeitet. Der Beruf war sein Lebenselixier, das ihn bis heute befähigt, mit der linken Hand zu zeichnen und auf diese Weise anschaulich zu machen, was ihm wichtig und wesentlich ist. Seine Ausdauer, seine Hingabe und seine Kraft würde man manchem unbehinderten Architekten wünschen. Seine Bauherren haben ihm die Treue gehalten, vor allem in seiner Heimat in Franken.

All diese Energie hätte aber nicht wirksam werden können, wenn er nicht seine starke Frau Ingrid gehabt hätte, die ihn in allen Lebenslagen unterstützt hat. Ob in der Führung des gemeinsamen Büros, beim Besuch von Veranstaltungen oder im privaten Bereich. Unermüdlich ermöglichte sie ihm die Teilnahme am Münchener Architektenleben, in dem das Ehepaar Küttinger zu einer festen Größe wurde. Trotz seiner sprachlichen Probleme ist er in der Lage, mit Hilfe seiner „Dolmetscherin“ Ingrid Gespräche zu führen und so Freundschaften zu festigen oder neue Bekanntschaften zu machen. Georg Küttinger mischte sich auch immer wieder in berufspolitische Probleme ein, wenn er erkannte, dass etwas unternommen werden musste.

Die beiden „Küttingers“ waren ständige Besucher einer Vortragsreihe, die ich in meinen Münchener Wintersemestern durchführte.
So zeigte er neben seinem Interesse für das Bauingenieurwesen auch seine Verbundenheit mit dem Kollegenfreund. Er ist dem Ziel, das er sich 1962 in Duisburg für seine Zukunft gewünscht hatte, so nahe gekommen, wie man es vermag: Ein guter Mensch zu sein.

HANS ENGEL 80

Alen Jasarevic

80 … man glaubt es kaum – setzt er sich nach wie vor leidenschaftlich für die Belange qualitätsvoller Architektur ein, ist engagiertes Mitglied und Ideengeber im BDA-Kreisverband und wichtige Stütze in der Arno-Buchegger-Stiftung in Augsburg. Aktuell ist er an der Diskussion um den Anschluss West des Hauptbahnhofs in Augsburg intensiv beteiligt.

Hans Engel zählt sich selbst zu der zweiten Nachkriegsgeneration, die den Wiederaufbau der Städte vorläufig vollendet angetroffen hat. Nach einer Zimmermannslehre, Hans Engel stammt aus einer Dynastie von Zimmererleuten, begann er über Umwege mit dem Architekturstudium in Augsburg, das er 1958 erfolgreich abschloss. Danach folgten Lehrjahre in Ravensburg, Stuttgart und in England. 1964 wurde er nach einem Eignungsgespräch (!) bei der Regierung von Schwaben in die Architektenliste eingetragen.

In der ersten Zeit seiner selbstständigen Tätigkeit beschäftigte er sich mit kleineren Wohnbauten, Schulen und Kindergärten und beteiligte sich rege an Wettbewerben. Der Erfolg ließ nicht lange auf sich warten. So erhielt er nach einem Wettbewerbsgewinn 1968 den Auftrag für den Neubau des Bayernkollegs in Augsburg – einer der schönsten Bauten seiner Zeit in dieser Stadt.

In den 1970er- und 1980er-Jahren etablierte Hans Engel endgültig sein Büro, das er mit verhältnismäßig wenig Mitarbeitern (ca. sechs bis acht) betrieb. In dieser Zeit wurde er mehrfach für seine Arbeit ausgezeichnet und erhielt 1987 die Denkmalschutzmedaille des Freistaates. In den 1990er-Jahren führte er den BDA Kreisverband Schwaben, war Baukunstbeirat der Stadt Augsburg, hatte Lehraufträge an der Hochschule Augsburg, war in der Vertreterversammlung der Bayerischen Architektenkammer und hatte neben dem Büro, das sich nunmehr einen Namen für Stadtplanungen, Industrie-, Geschäfts- und Wohnungsbauten gemacht hatte, auch Zeit für eine rege Preisrichtertätigkeit und weitere Wettbewerbsteilnahmen. So gewann er den städtebaulichen Wettbewerb für die Panzerwiese in München und die Wettbewerbe für kostengünstigen Wohnungsbau in Königsbrunn, München Ludwigsfeld und Regensburg, welche er auch realisieren durfte.

Nach einer dreijährigen Übergangszeit übergab er sein Büro 2001 in gute Hände und verabschiedete sich vom Tagesgeschäft in seine Geburtsregion an den Bodensee, wo er ein altes Gehöft erworben und in den vergangenen Jahren liebevoll eigenhändig zum „Höfle“ renoviert und umgebaut hat. Dort versammelt er regelmäßig seine Familie um sich und nutzt die Nähe zu Vorarlberg für Ausflüge in die Natur und Architektur.

Zu seinem runden Geburtstag beschäftigt sich das schwäbische Architekturmuseum mit seinem Werk und bereitet eine umfangreiche

Ausstellung vor. Apropos Architekturmuseum, hier war er auch lange Jahre als Mitglied des Fördervereins engagiert … wie sollte es auch anders sein. Beneidenswert! Lieber Hans, wir wünschen Dir beste Gesundheit, Freude und weiterhin scharfsinnige Begleitung des Geschehens (nicht nur) um die Architektur.

100 JAHRE – ERINNERUNGEN AN OLAF ANDREAS GULBRANSSON

Franz Lichtblau

Sein erstes Kirchenbauprojekt, die Christuskirche in Schliersee, hat der junge Architekt Olaf Andreas Gulbransson 1950 nach einem gewonnenen Wettbewerb Rat suchend dem Altmeister Gustav Gsaenger gezeigt. Als er von diesem Besuch heimkam und seine Frau ihn fragte: „Was hat er denn g'sagt?" war die Anwort: „Nix!" „Aber irgendetwas wird er doch g'sagt haben!?" „… gengas hoam und bauen's Häusl, – koane Kirchen!" Zum Glück hat Gulbransson diesen Rat nicht befolgt.

Durch die Bevölkerungsumschichtung der Nachkriegsjahre wurden für wachsende evangelische Gemeinden viele Kirchenneubauten in Bayern notwendig. Die Landeskirche lobte dafür häufig beschränkte Architektenwettbewerbe aus. Gulbransson war zwölf Jahre älter als ich und schon als Kirchenbaumeister gerühmt, als ich nach einem Wettbewerbsgewinn 1958 die Auferstehungskirche in Oberaudorf bauen durfte. Viele Kollegen waren um 1960 schon am Werk, darunter Albert Köhler, Reinhard Riemerschmid, Hellmut von Werz und Christoph Ottow, Friedhelm Amslinger, Egon Wörlen, Theodor Steinhauser …

Es blieb nicht aus, dass man sich immer wieder mal „in die Quere" kam. Der vorbildliche Kollege Gulbransson ließ auf seine noble Weise gar kein Problem aufkommen: Wenn jeder für sich wieder mal erschöpft einen Wettbewerb aufs Papier gebracht hatte, lud er uns am Entscheidungsabend zu sich ins „Kefernest" nach Schwabing, um entspannt den zu feiern, der gewonnen hatte. So auch

saßen bei alle zwei Jahre in einer anderen deutschen Stadt veranstalteten Kirchbautagen „die Bayern“ freundschaftlich beieinander, wir suchten gegenseitig unsere gebauten Kirchen auf und besprachen uns darüber.

Besonders erinnere ich mich noch an einen heißen Sommernachmittag, wie Gulbransson auf seinen Sandalen durch unseren Garten anmarschierte, unter dem Arm Modell und Pläne für den Wettbewerb Johanneskirche in Coburg, zu dem wir beide mit eingeladen waren und am nächsten Tag unseren Vorschlag in Coburg abliefern sollten; er müsse zur gleichen Zeit bei einer Wettbewerbssitzung in Nürnberg sein, ob ich auch seinen Entwurf nach Coburg mitnehmen und der Jury (wie in diesem Fall gewünscht) erläutern wolle? Welch ein Vertrauensbeweis an einen jungen konkurrierenden Kollegen! So war er: bescheiden, einfallsreich, kompetent, liebenswert …

Bedauerlicherweise dauerte diese von ihm beseelte freundschaftliche Gemeinsamkeit mit gleichem Ziel nur wenige Jahre. Gulbransson wurde am 18. Juli 1961 auf der Heimfahrt von einer Baustelle in Ingolstadt auf der Autobahn in der Holledau von einem quer über den Grünstreifen geratenen Fahrzeug gerammt und schwer verletzt. Er wurde ins Krankenhaus nach Pfaffenhofen gebracht, konnte sich noch von seiner Frau Inger verabschieden. Er war erst 45 Jahre alt und voller unvollendeter Pläne. Was hatten wir nicht alles von ihm noch zu erwarten …

In nur zehn Jahren hat er auf der Deutschlandkarte von Hamburg bis Garmisch Glanzpunkte sensibler Architektur gesetzt, darunter 13 neue Kirchen, die er selbst bis zur Einweihung betreut hat, und zwölf Kirchen, die nach seinen Plänen noch fertig gestellt werden konnten.

Gulbransson hat seine Gedanken zum Kirchenbau aufgeschrieben: „Wir kranken nicht nur daran, dass das Kirchenbauen nicht mehr so selbstverständlich ist wie Brotbacken für die Hungrigen. Wir kranken daran, dass kaum einer zu sagen weiß, was dies ist: eine Kirche, eine geistige Vorstellung, die allen – der Gemeinde, den Pfarrern, den Bauleuten und den Künstlern – gleichermaßen existent sein sollte. … Auch eine Kirche ist in bestimmter Hinsicht ein funktioneller Bau. Auch sie muss ihre Funktion gewissermaßen erfüllen: Schale, Gehäuse zu sein für den Gottesdienst; die Gemeinde in die rechte Ordnung zum Altar, zu Kanzlei und Taufstein zu bringen, zur Predigt und zum Abendmahl; dem Wort, dem Gebet, dem Gesang und dem Orgelspiel das rechte Gehör zu verschaffen. … Der Bau, der Raum geben soll für die Begegnung der Menschen mit Gott, ist nicht in erster Linie an den Zweck gebunden, sondern an den Sinn. Das praktische Funktionieren muss so selbstverständlich sein, wie die vollendete Technik des Klavierspielens selbstverständliche Vorbedingung für das Spielen von Bach und Beethoven ist. Das Darüberhinaus jedoch, die ‚erhabene

Zwecklosigkeit', ist ein Kriterium des Kirchenbaues. Ein altes Wort lautet: ‚Gottes Will kennt kein Warum.'"

Sein letzter Gedanke in dieser Aufzeichnung lautet: „Die Frage, woran man wohl das Nichtfassbare des Begriffs ‚Kirche' ermessen (oder eher: erspüren) könne, möchte ich vielleicht so beantworten: dass man den Architekten nicht mehr merkt, dass das, was wir tun, so selbstverständlich und dienend geschieht, dass man es übersieht und nur noch im Unterbewusstsein als Erfüllung der Aufgabe empfindet, während der Raum einen von selbst hält und führt."

Und der letzte Satz in dem Standardwerk „Kirchen von Olaf Andreas Gulbransson" von Professor Peter Poscharsky: „Gulbranssons Werk wird noch lange für den evangelischen Kirchenbau richtungweisend sein."

RANDBEMERKT

Zum **Wort des Jahres 2015** wurde **„Flüchtlinge“** gewählt. Die Jury der **Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS)** schreibt dazu: „Das Substantiv steht nicht nur für das beherrschende Thema des Jahres, sondern ist auch sprachlich interessant. Gebildet aus dem Verb „flüchten“ und dem Ableitungssuffix-ling“ – einer Person, die durch eine Eigenschaft oder ein Merkmal charakterisiert ist‘. Das Wort ist alt und, wie Sprachwissenschaftler sagen, lexikalisiert im Sinne von „nicht mehr transparent“. Interessant ist, dass der Begriff Flüchtlinge sich bei genauerem Hinsehen als **politisch inkorrekt** erweist.

Der **Rundfunkrat des Bayerischen Rundfunks** hat in seiner Sitzung am 3. Dezember 2015 **Christa Baumgartner** und **Dr. Heinz Klinger** ab 5. Mai 2016 für fünf Jahre als **Mitglieder des Verwaltungsrats** des Bayerischen Rundfunks gewählt. Christa Baumgartner ist diplomierte Architektin, hatte u.a. Lehraufträge an der Fachhochschule und der Akademie der Bildenden Künste Nürnberg, war Mitglied im Baukunstbeirat Fürth und Erlangen sowie Vorstandsmitglied der Bayerischen Architektenkammer. Seit Mai 2002 ist sie als Vertreterin des Verbands der Freien Berufe Mitglied im BR-Rundfunkrat und seit Mai 2012 stellvertretende Vorsitzende der Projektgruppe Telemedien des Rundfunkrats. Der gelernte Jurist Dr. Heinz Klinger gehört dem Verwaltungsrat seit 2001 an und leitete mehrere Jahre den Technischen Ausschuss des Gremiums. Seit Oktober 2010 ist er stellvertretender Vorsitzender des Verwaltungsrats. Der Verwaltungsrat des Bayerischen Rundfunks besteht aus sechs Mitgliedern.

In Glasgow ist der renommierte britische **Turner-Preis für zeitgenössische Kunst** an die die **britische Architektengruppe Assemble** verliehen worden. Das aus 18 jungen Architekten, Designern und Künstlern bestehende Kollektiv erhielt den Preis unter anderem für ihr **Renovierungsprojekt Granby Four Streets** in einem Problemviertel Liverpools, bei dem die Gruppe eng mit Bewohnern zusammenarbeitet. Das Projekt solle noch lange Zeit weitergehen. Die größtenteils aus jungen Leuten unter 30 bestehende Gruppe hatte bereits zuvor etwa mit einem Projekt Furore gemacht, bei dem eine alte Tankstelle in ein Kino umfunktioniert wurde. Der Turner-Preis gilt als die wichtigste britische Auszeichnung für moderne Kunst. Er wird an Künstler bis zu 50 Jahren vergeben, die Briten sind oder bereits in Großbritannien ausgestellt haben. Der Preisträger erhält 35.600 Euro.

Während seiner über 50 Jahre dauernden Tätigkeit für die Süddeutsche Zeitung hat **Ernst Maria Lang** (geb. 1916 in Oberammergau) mehr als 4000 Karikaturen geschaffen. In diesen hat er sowohl die Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens als auch alle wichtigen politischen Ereignisse festgehalten. 2014 ist der „Übervater der Karikatur" verstorben. Zu seinem **100. Geburtstag** widmet ihm das **Olaf Gulbransson Museum** in Tegernsee eine **Gedächtnisausstellung** mit Exponaten aus dem Bestand der Neuen Sammlung, München. Ausstellungsdauer: 13.03. bis 5.06.2016

Das **Architekturmuseum der TU München in der Pinakothek der Moderne** stellt in der Ausstellung **„Partizipation"** zwölf aktuelle Projekte kooperativen Bauens vor, die jeweils nach ihrer inhaltlichen Ausrichtung, dem Entstehungsprozess, der baulichen Umsetzung, der Verwaltungsstruktur und den Formen des Zusammenlebens befragt werden. Die Fortentwicklung des Wohnungsbaus in den europäischen Großstädten steht gegenwärtig vor dramatischen Herausforderungen. Die wichtigsten Fragen sind dabei die nach der notwendigen und möglichen städtebaulichen Dichte, einer ausgeglichenen sozialen Mischung ebenso wie nach der Wohnqualität. Zu den gezeigten Beispielen zählen aktuelle Quartiersentwürfe wie für das Hunziker Areal in Zürich (Baugenossenschaft mehr als wohnen) oder WagnisART auf dem Domagkgelände in München (wagnis eG) wie auch Bauvorhaben bereits etablierter und sich erweiternder Genossenschaften wie Sargfabrik Wien oder Kraftwerk 1 Zürich. Alle Wohnprojekte verfolgen integrative, generationsübergreifende und nachbarschaftliche Ansätze. Die Ausstellung entstand in Kooperation des Architekturmuseums der TU München mit der mitbauzentrale münchen. Ausstellungsdauer: 17.03. bis 12.06.2016

Die **Bundesregierung** ist mit dem **Gesetzentwurf zur „steuerlichen Förderung des Mietwohnungsneubaus"** potentiellen Investoren in einem wichtigen Punkt entgegengekommen. Die geplante Sonderabschreibung beträgt 2000 Euro je Quadratmeter bei Baukosten mit einer Obergrenze von 3000 Euro. Die neue Sonderabschreibung nach Anschaffung oder Herstellung der neuen Mietshäuser soll insgesamt 29 Prozent für drei Jahre betragen. Hinzu kommt die übliche Abschreibung von zwei Prozent der Baukosten je Jahr, so dass – wenn der Bundestag und der Bundesrat dem Gesetzentwurf zustimmen – insgesamt 35 Prozent in den ersten drei Jahren geltend gemacht werden können. Die **„Sonder-AfA"** soll für Bauanträge oder Bauanzeigen gelten, die zwischen dem 1. Januar 2016 und dem 31. Dezember 2018 eingereicht werden.

Erwien Wachter

IMPRESSUM

Herausgegeben vom Arbeitskreis für Presse und Information im Landesverband Bayern des BDA

Die BDA-Informationen erscheinen in unregelmäßiger Folge viermal im Jahr und können im Jahresabonnement für EUR 16,00 incl. Porto beim Arbeitskreis für Presse und Informationen, Geschäftsstelle des BDA-Landesverbandes Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München, Telefon 089-186061 bezogen werden.

Redaktion:
Dipl.-Ing. Klaus Friedrich, Dipl.-Ing. Michael Gebhard, Dipl.-Päd. Monica Hoffmann, Dr.-Ing. Irene Meissner, Dipl.-Ing. Cordula Rau, Dr.-Ing. Cornelius Tafel, Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Autoren:
Dipl.-Ing. Alen Jasarevic, Mering; Dipl.-Ing. Franz Lichtblau, München; Dipl.-Ing. Günter Meyer, München; Dipl.-Ing. Ulrich Karl Pfannschmidt, Gerbrunn; RA Thomas Schmitt, Augsburg; Prof. Dipl.-Ing. Eberhard Schunck, München

Verantwortlich für dieses Heft:
Dipl.-Ing. Erwien Wachter

Die vom Autor vertretene Auffassung ist nicht unbedingt mit der des Herausgebers identisch.

Layout: Sabine Seidl
Textredaktion und Gestaltung: Monica Hoffmann
Druck: Ortmaier Druck GmbH, Frontenhausen

Einsendungen werden an den Arbeitskreis für Presse und Information erbeten als Word-Datei per E-Mail an sekretariat@bda-bayern.de, per Fax an 089-184148 oder per Post an den BDA Bayern, Türkenstraße 34, 80333 München.

BUND DEUTSCHER ARCHITEKTEN
LANDESVERBAND BAYERN